Московская немецкая газета
Moskauer Deutsche Zeitung

Russland

im MDZ-Fokus

Россия в объективе MDZ

Menschen Люди Meinungen Мнения Russland gestern und heute Россия вчера и сегодня Moskau und Regionen Москва и Регионы Neue Generation Новое поколение In Frieden und Eintracht В мире и согласии Tradition und Kultur Традиции и культура Foto-Fokus Фото-фокус

SONDERAUSGABE

Russland im MDZ-Focus

Россия в объективе MDZ

СПЕЦВЫПУСК

Liebe Leser!

Mit diesem Digest der interessantesten Materialien der letzten Jahre über Russland wird Ihnen unter dem Titel „Russland im Fokus der „Moskauer Deutschen Zeitung“ keine gewöhnliche Ausgabe angeboten.

Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ nimmt in der russischen Presselandschaft einen ganz besonderen Platz ein. Dies ist die einzige periodische Zeitung, die in Russland in deutscher Sprache erscheint. 1870 gegründet, wurde sie 1998 wieder ins Leben gerufen und erweitert heute, im 21. Jh., ihren Themenkreis und gewinnt immer neue Freunde. Bis 2007 erschien die Zeitung in zwei Versionen – als „Moskauer Deutsche Zeitung“ in deutscher Sprache und russischsprachig als „Московская Немецкая Газета“. Beide Zeitungen hatten breite Leserschaft. Die deutschsprachige Ausgabe genoss Beliebtheit bei den Lesern aus Deutschlands, bei Touristen und ausländischen Unternehmern in Russland. Sie leistete einen gewichtigen Beitrag zur Anbahnung und Entwicklung der Wirtschaftskontakte, Festigung partnerschaftlicher Beziehungen zwischen den Partnerstädten der beiden Länder und diente als eine Art Reiseführer für das heutige Russland. Die russisschsprachige Ausgabe war beliebt in den Regionen Russlands und bei Russlanddeutschen, auch bei denjenigen, die nach Deutschland ausgesiedelt waren, und bildete für sie eine Informationsquelle über die Geschehnisse in Russland. Eine wichtige Funktion der „Московская немецкая газета“ war und bleibt die Stärkung der ethnokulturellen Identität der Russlanddeutschen. Der Ausbau der gutnachbarlichen Beziehungen zwischen Russland und Deutschland und der gemeinsame Problemkreis der beiden Ausgaben führten zu ihrem Zusammenschluss zu einer einheitlichen Zeitung, die seit 2008 russisch- und deutschsprachig erscheint. Heute wird die „Moskauer Deutsche Zeitung“ nicht nur in Russland und Deutschland, sondern auch in Österreich, in der Schweiz sowie in anderen Ländern gelesen, wo es eine deutschsprachige Bevölkerung gibt. Die Zeitung beleuchtet die wichtigsten politischen und ökonomischen Ereignisse in Russland. Auf ihren Seiten werden die Beiträge von Spezialisten über wirtschaftliche und politische Aspekte der Geschäftsaktivitäten in Russland gebracht. Für reiseinteressierte und reiselustige Leser sind die Reportagen über das Leben in russischen Regionen von Interesse, in denen sowohl über die Trends ihrer heutigen Entwicklung, als auch über das Leben der einfachen Leute, den Umweltschutz, über Kultur und Sport berichtet wird. Auch die Leser mit dem Sitz in Moskau haben die Möglichkeit, sich an den Baikalsee hineinzuversetzen, die traditionelle russische Küche kennenzulernen oder einen Einblick in den Kalender der Kulturereignisse zu gewinnen. Jedoch war es nicht nur die kulturelle Mission, durch die sich die Zeitung einen würdigen Platz in Russland sicherte. Einen wichtigen Beitrag leistet sie auch zum Aufbau der Zivilgesellschaft in Russland. Hier werden regelmäßig Materialien über die Jugendprojekte der Russlanddeutschen, die Aktivitäten russlanddeutscher Kulturzentren bei der Entwicklung der Toleranz in der heutigen Gesellschaft gebracht. Von großer Wichtigkeit sind auch praktische Erfahrungen im Bereich des Journalismus und der russischen Sprache, die in den Jahren des Bestehens dieses Periodikums von jungen deutschen Journalisten in der Redaktion der „Moskauer Deutschen Zeitung“ gesammelt wurden.

Dank den Publikationen der „Moskauer Deutschen Zeitung“ wird das ferne, unermessliche Russland, das mit Deutschland historisch verbunden ist, näher, verständlicher, offener und spannender. Die Wichtigkeit dieser Arbeit wird von den Regierungen der beiden Länder anerkannt.

Die Entwicklung der „Moskauer Deutschen Zeitung“ wird auch vom Ministerium der Russischen Föderation für Regionalentwicklung unterstützt. In den letzten Jahren wurde die Zeitung u. a. auch mit den Mitteln herausgegeben, die für diese Zwecke im Rahmen des Föderalen Zielprogramms „Sozialökonomische und ethnokulturelle Entwicklung der Russlanddeutschen für 2008-2012“ zur Verfügung gestellt wurden. Auch diese, ihnen jetzt vorliegende Ausgabe wird von unserem Ministerium gefördert.

Ich hoffe, dass dieser Digest Ihnen, werte Leser, helfen wird, viel Neues und Wissenswertes über das heutige Leben des Vielvölkerstaates Russland zu erfahren.

A.A. Trawnikow,
Co-Vorsitzender der Deutsch-Russischen Regierungskommission
für die Angelegenheiten der Russlanddeutschen,
Stellvertretender Minister der Russischen Föderation für Regionalentwicklung

Sehr geehrte Leser und Leserinnen!

Die Sonderausgabe der Moskauer Deutschen Zeitung mit dem Titel „Russland im Fokus der ‚Moskauer Deutschen Zeitung'" fasst die interessantesten Artikel, die die Moskauer Deutsche Zeitung in den vergangenen Jahren über Russland veröffentlicht hat, zusammen.

Die Moskauer Deutsche Zeitung hat sich seit ihrem Wiedererscheinen im Jahr 1998 einen festen Platz in der russischen, aber auch der deutschen Medienlandschaft erobert. Sie berichtet über die aktuellen politischen und wirtschaftlichen Ereignisse in Russland sowie den benachbarten Staaten. Als deutsche Zeitung in Russland gelingt es ihr in hervorragender Weise, über das moderne Russland, das dortige politische und wirtschaftliche Leben, die Menschen sowie ihre Kultur zu berichten und dabei auf Klischees und Stereotypen zu verzichten. Hierdurch fördert sie das deutsch-russische Verständnis füreinander und aktualisiert das Russlandbild der deutschen Leser. Als regelmäßig erscheinendes Medium leistet sie schließlich einen wertvollen Beitrag zum Erhalt und zur Weiterentwicklung der deutschen Sprache und stärkt zugleich die ethnokulturelle Identität der Russlanddeutschen.

Als Beauftragter der deutschen Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten begrüße ich die Themenvielfalt, die die Moskauer Deutsche Zeitung immer wieder abbildet. Hierdurch wird ein konstanter Informationsfluss sichergestellt.

Die Sonderausgabe eignet sich in besonderer Weise für eine verständliche, offene und attraktive Darstellung des aktuellen Russlandbildes, die durch die Verbreitung der Moskauer Deutschen Zeitung in Russland, Deutschland, Schweiz und Österreich über die bloße Lektüre im Kreis der Russlanddeutschen hinausgehen wird.

Ich wünsche der Sonderausgabe einen großen journalistischen Erfolg und viele interessierte Leser.

Dr. Christoph Bergner,
Beauftragter der Bundesregierung
für Aussiedlerfragen und
nationale Minderheiten

Уважаемые читатели!

Перед вами необычное издание «Россия в фокусе «Московской немецкой газеты» – дайджест самых интересных материалов последних лет, посвященных России.

Среди российской прессы «Московская немецкая газета» занимает особенное место. Это единственная периодическая газета в России, выходящая на немецком языке. Основанная в 1870 году, она получила свое второе рождение в 1998 году и сегодня, в XXI веке расширяет круг тем и приобретает новых почитателей. До 2007 года газета издавалась в двух версиях: на немецком языке – Moskauer Deutsche Zeitung и на русском – «Московская немецкая газета». Обе газеты имели обширную читательскую аудиторию. Немецкоязычное издание пользовалось популярностью у жителей Германии, туристов и иностранных предпринимателей в России. Значительный вклад внесла газета в становление и развитие экономических контактов, укрепление партнерских отношений городов-побратимов двух стран, являясь своеобразным путеводителем по современной России. Русскоязычное издание было популярно в регионах России, а также среди российских немцев, в том числе переехавших на постоянное место жительства в Германию, становясь для них важным информационным источником о всех событиях жизни в России. Важной функцией «Московской немецкой газеты» было и остается укрепление этнокультурной идентичности российских немцев. Развитие добрососедских отношений России и Германии, общность проблематики обоих изданий привела к их соединению в единую газету, которая с 2008 года выходит на русском и немецком языках. Сегодня Moskauer Deutsche Zeitung читают не только в России и Германии, но и в Австрии, Швейцарии, других странах, где есть немецкоязычное население. Газета освещает самые важные политические и экономические события, происходящие в России. На ее страницах можно найти и комментарии специалистов об экономико-правовых аспектах предпринимательской деятельности на российском рынке. Любителям путешествий будут интересны и репортажи о жизни в регионах России, причем как о тенденциях их современного развития, так и о жизни простых людей, экологии, культуре, спорте. Находясь в центре Москвы, читатель может перенестись на Байкал, ознакомиться с традиционной русской кухней или с календарем культурных событий. Но не только своей информационной миссией газета достойно зарекомендовала себя в России. Важный вклад она вносит в построение гражданского общества в России. Здесь регулярно публикуются материалы о молодежных проектах российских немцев, освещается деятельность российско-немецких культурных центров по развитию толерантности в современном обществе. Важен и тот практический опыт журналистики и русского языка, который за годы существования издания получили молодые немецкие журналисты, работающие в редакции Moskauer Deutsche Zeitung.

Россия, связанная с Германией исторически, далекая и необъятная, благодаря публикациям Moskauer Deutsche Zeitung становится ближе, понятнее, открытее, привлекательнее. Важность этой работы разделяют правительства обеих стран.

Минрегион России содействует развитию «Московской немецкой газеты». Газета в последние годы издавалась, в том числе и за счет средств, выделяемых в рамках федеральной целевой программы «Социально-экономическое и этнокультурное развитие российских немцев на 2008–2012 годы». Поддерживает наше министерство и это издание.

Я надеюсь, что данный дайджест поможет вам, дорогие читатели, открыть для себя много нового и интересного о жизни современной многонациональной России.

Сопредседатель Межправительственной российско-германской комиссии по проблемам российских немцев,
заместитель министра регионального развития
Российской Федерации

М.А.Травников

Уважаемые читатели!

Спецвыпуск «Московской немецкой газеты» под заголовком «Россия в фокусе «Московской немецкой газеты» объединяет в себе интереснейшие статьи, опубликованные «Московской немецкой газетой» о России за прошедшие годы.

С момента возобновления своего выхода в свет в 1998 г. «Московская немецкая газета» заняла прочное место как в российском, так и в немецком медиапространстве. Она пишет об актуальных политических и экономических событиях в России и прилегающих государствах. Ей, немецкой газете в России, превосходно удается писать о сегодняшней России, ее политической и экономической жизни, о ее людях и культуре и при этом обходиться без клише и стереотипов. Этим она способствует российско-германскому взаимопониманию и представляет немецкому читателю актуальный образ нынешней России. Являясь регулярным периодическим изданием, она в конечном итоге вносит ценный вклад в сохранение и развитие немецкого языка и в то же время укрепляет этнокультурную идентичность российских немцев.

Как уполномоченный правительства Федеративной Республики Германия по вопросам переселенцев и национальных меньшинств я приветствую многообразие тематики, постоянно освещаемой «Московской немецкой газетой». Это позволяет обеспечивать непрерывность информационного потока.

Данный спецвыпуск играет особую роль для создания доступного, открытого и привлекательного представления сегодняшней России, которое, благодаря распространению в России, Германии, Швейцарии и Австрии, станет не просто материалом для чтения в кругу российских немцев.

Желаю спецвыпуску большого журналистского успеха и широкого круга заинтересованных читателей.

Д-р Кристоф Бергнер,
Сопредседатель Межправительственной российско-германской комиссии по проблемам российских немцев,
уполномоченный правительства Федеративной Республики Германия по вопросам переселенцев и национальных меньшинств

Russland erleben

Leser und ehemalige Redakteure schreiben auf, was die MDZ für sie ist

Fur viele Russland-Reisende beginnt die erste Begegnung mit dem Land auf den Seiten der „Moskauer Deutschen Zeitung". Die MDZ und MDZ-online sind eine wichtige Kommunikationsplattform: Aktuelle Berichte und nützliche Tipps, Erfahrungsaustausch und praktische Hinweise finden hier ihren Platz. Die MDZ ist ein unersetzlicher Ratgeber für alle, die Land und Leute kennen lernen wollen. Darin sind sich unsere Leser und ehemaligen Redakteure einig.

Ich möchte die MDZ nicht missen

Zum ersten Mal begegnete ich der MDZ kurz nach ihrer Gründung und muss gestehen, dass ich sie damals nicht gleich beeindruckend fand. Ich hatte Zweifel, ob sich eine Zeitung lohnen würde, die sich an ein deutschsprachiges Publikum in Moskau wendet, da es doch für Moskauer „Expats" schon durchaus akzeptable Angebote in Englisch gab.

Als ich voriges Jahr nach Moskau zurückkehrte und kurz danach zum ersten Mal eine Ausgabe der MDZ auf meinen Tisch flatterte, war ich um so mehr beeindruckt, präsentierte sich hier doch eine Zeitung, die ein außerordentlich weit gespanntes Feld von Themen abdeckt und gründlich recherchierte und nüchtern analysierte Informationen liefert, dabei keineswegs aber nur über die gerade gängigen Themen schreibt, sondern vieles bietet, was man sonst im hiesigen Blätterwald nicht findet. Und dazu gehört natürlich auch, dass die MDZ auch Themen aufgreift und zum Gegenstand objektiver Berichterstattung macht, an die sich andere nicht so recht heranzutrauen scheinen. Das macht für mich den Mehrwert der MDZ aus, und hierfür sage ich ausdrücklich Lob und Dank!

Für mich von besonderem beruflichem Interesse sind dabei Artikel, die sich mit der Lage der Medien in Russland beschäftigen, aber darüber hinaus auch andere Analysen der inneren Verhältnisse in Russland. Davon aber abgesehen, empfinde ich gerade solche Beiträge als Bereicherung, die sich mit Dingen befassen, mit denen sich man im Drang der alltäglichen Arbeit nicht ohne weiteres beschäftigen würde.

Aber natürlich ist die MDZ für mich nicht nur beruflich wichtig. Auch für das Privatleben bietet sie viele nützliche Tipps, die schon das eine oder andere Mal meine Freizeitgestaltung angenehm bereichert haben.

Mit einem Wort: Heute möchte ich die MDZ nicht mehr missen!

Neithart Höfer-Wissing Leiter
des Referates für Presse- und
Öffentlichkeitsarbeit der
Deutschen Botschaft in Moskau

Russischer Alltag der Deutschen

Bei meinen Besuchen in Russland genieße ich es nach einem hektischen Geschäftstag immer sehr, nach all der russischen und englischen Sprache, die auf mich einwirkt, die MDZ in deutscher Sprache zu lesen. Ich lese die MDZ immer in Ruhe in meinem jeweiligen Hotel. Bei meiner Ankunft gibt mir die MDZ zum einen einen ersten Überblick über aktuell wichtige Themen und zum anderen auch Einblicke in den russischen Alltag der Deutschen, die in Russland leben und arbeiten.

Für mich als Geschäftsmann sind natürlich Wirtschaftsinformationen speziell für deutsche Investoren wichtig. Das reicht von steuerrechtlichen, rechtlichen Themen über die Arbeitsbedingungen für Deutsche in Russland zu Investitionsmöglichkeiten (Projekte, Regionen etc.).

Vorwiegend lese ich die MDZ aus beruflichem Interesse, aber auch, weil ich mich für das Alltagsleben interessiere, aus Privatinteresse. Die Mischung finde ich gut.

Stephan Brune
Wirtschaftsprüfer/Steuerberater
Stümpges & Partner GbR

Kulturwegweiser für Moskau

Das erste Mal habe ich die MDZ im Radisson gesehen bzw. gelesen und fand sie interessant, da sie alle Themen Moskaus anspricht. Mich persönlich interessiert am meisten der kulturelle Teil und ich lese die Zeitung eher aus privatem Interesse.

Ich würde sie gerne regelmäßig lesen, doch leider weiß ich sehr oft nicht, woher ich sie beziehen kann. Ab und zu fliege ich mit Aeroflot. Dort liegt sie für die Passagiere aus.

Dr. Anja Römer
Associate Director Bank
Julius Bär & Co. Ltd

Mehr wissen – durch MDZ-Abo

Das allererste Mal wurde ich mit einer Ausgabe der MDZ im Sommer 2006 bekannt, frisch nach meiner Ankunft in Moskau. Ich versuche, jede Ausgabe der MDZ zu lesen, wobei ich festgestellt habe, dass dies leider nicht immer funktioniert, da teilweise die Zeitung bereits vergriffen ist an den Plätzen, wo ich normalerweise verkehre. Aus diesem Grund habe ich beschlossen, ein Jahres-Abonnement zu ordern, und just gestern hat mich das erste Exemplar in der Firma erreicht. Da ich Aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit verschiedene andere Zeitschriften und Magazine regelmäßig studiere, um informiert zu sein, finde ich in der MDZ das Ressort „Leben in Moskau" immer sehr erfrischend wie auch die Rubrik „Gesellschaft". Natürlich interessieren mich auch die verbleibenden Bereiche; allerdings erhalte ich teilweise diese Informationen auch aus anderen Medien. Überwiegend lese ich die MDZ am Frühstückstisch, aber die Themen sind für mich beruflich wie auch privat von Interesse und Nutzen.

Perry Neumann
Managing Director Russia
KUEHNE+NAGEL (LLC)

Katapult in die russische Wirklichkeit

Die MDZ ist für mich kein Sprungbrett, sondern ein Katapult in die russische Wirklichkeit. Ohne Rücksicht auf Sprach- und Landeskenntnisse schmeißt sie ihre deutschen Kollegen in das kalte Wasser des Moskauer Alltags. Der lauert schon mit brummenden Beamten, berauschenden Ballnächten, teuflischen Taxifahrern, mal drögen und mal hochkarätigen Pressekonferenzen auf die Russland-Neulinge, um sie entweder zu faszinieren oder für immer abzustoßen. Dazwischen gibt es nicht viel, und so schlug ich mich auf die Seite der Faszinierten. In keiner Redaktion dieser Welt kann ein junger Journalist seinen Traumjob ähnlich zügellos ausleben. Das an Bildern und Kuriosa so unendlich reiche Moskau liefert die Storys auf dem Serviertablett, und die MDZ bietet ein Podium, solche Geschichten mit anderen zu teilen.

Gerit Schulze,
2000 bis 2003 bei der MDZ,
heute Marktbeobachter der Bundesagenturfür Außenwirtschaft in Moskau.

Mit Zivilcourage und kritischem Geist

Es ist ein einzigartiges, erstaunliches Projekt und Schicksal: 1870 gegründet, 1915 verboten und 1998 aus der Vergessenheit zum Leben erweckt. Dank der Energie und des Professionalismus ihres internationalen Journalistenteams gilt die MDZ als ein lesenswerter deutschsprachiger Insider-Berichterstatter über soziale und politische Prozesse in der modernen russischen Gesellschaft. Oft wurde das Redaktionszimmer während der Besprechung kommender Ausgaben zu einem „Gefechtsfeld“ zwischen traditionellen und liberalen Wertvorstellungen, besonders bei „heiklen“ Fragen wie dem Krieg in Tschetschenien, Menschenrechten, Umwelt- und Frauenthemen in Russland. Mit viel Freude denke ich als damaliger stellvertretender Chefredakteur an meine russischen, deutschen und österreichischen Kolleginnen und Kollegen zurück und an ihre moralische Unterstützung während emotionsgeladener Diskussionen. Dank ihrer Zivilcourage bewahrte und bewahrt die Moskauer Deutsche Zeitung ihren unabhängigen und kritischen Geist. Immer noch lese ich die Online-Ausgabe, manchmal mit Nostalgie, Bewunderung, Entsetzen und Eifersucht, aber immer mit viel Interesse. Ich gratuliere dem MDZ-Team zur 200. Ausgabe. Macht noch 200 mehr!

Igor Trutanow,
1999 bis 2001, Deutschlehrer und Redakteur der multikulturellen literarischen Zeitschrift „The Bridge Journal“ in Toronto, Kanada.

Unverdrossene Enthusiasten

Die MDZ ist ein Wunder. So lange ich die Zeitung kenne, schrammt sie immer knapp an der Pleite vorbei, zumindest laut Aussage des Herausgebers. Geld gibt es nie, weder für ein funktionierendes Telefon noch für Autorenhonorare, und seit einem Jahr kann sich die MDZ nicht mal mehr einen Chefredakteur leisten. Umso wunderbarer, dass das Blättchen trotzdem lesenswert bleibt – dank der engagierten Arbeit unverdrossener Enthusiasten, die Tag und Nacht recherchieren und tippen, um spannende Geschichten ausfindig zu machen und aufzuschreiben. So entsteht alle 14 Tage unter großem Stress und ziemlichen Entbehrungen immer wieder ein neues Russlandbild: positiver als das der deutschen Presse, kritischer als das der russischen Medien, dabei unterhaltsam und abwechslungsreich.

Dana Ritzmann,
2003 bis 2005, Projektkoordinatorin beim Goethe-Institut in Moskau.

Von den Erfahrungen profitieren

Es waren für mich zwei sehr spannende Jahre. Spannend, weil man mit dieser Zeitung versucht hat, etwas völlig Neues auf die Beine zu stellen – nicht immer unter sehr komfortablen Bedingungen. Spannend für mich selbst, weil ich ein völlig neues Land, seine Menschen, seine Sprache, seine Kultur und seine Hauptstadt kennen lernen durfte. Ein Land, das mich fasziniert hat und von dem ich vorher kaum eine Vorstellung hatte, das ich dann in einem ganz langsamen Aufbruch erlebte, der für viele Menschen sehr schwer war. Von den Erfahrungen, die ich damals gesammelt habe, zehre ich heute noch.

Wolfgang Kehl,
1998 bis 2000, Projektleiter
bei SOS-Kinderdörfer, München.

An jeder Straßenkreuzung warten Geschichten

Die Zeit bei der MDZ war ein Weichensteller für meine berufliche Zukunft. Ich habe Blut geleckt, noch mehr Lust als zuvor auf den Osten bekommen. Überhaupt ist Moskau wohl eine der spannendsten Metropolen für Journalisten. Ein Traum. Der allerdings rasch in einen Alptraum umschlagen kann – spätestens zur nie endenden Rush Hour in der Metro. Oder wenn der Kugelschreiber bei minus 25 Grad im Freien einfriert und das Interview eigentlich für die aktuelle Ausgabe bestimmt war. Nur Russland-Anfänger haben in solchen Fällen keinen Bleistift dabei. Die erste Pressekonferenz in Moskau? Ein Fiasko! Tomatengroße Augen und Kopfschütteln. Wie schreibt man das? Net, absolut nix ne ponimaju. Und wie bekommen wir die Zeitungsseite nun voll? Oh, kann man das Bild denn nicht ein wenig größer ziehen? Doch irgendwann löst sich der Knoten in der Zunge, die Worte sprudeln nur so heraus, verwandeln sich in unzählige Fragen, die erfahren und bewahren möchten. Und an jeder Straßenkreuzung warten Geschichten, die erzählt werden wollen. Aber nur eine hat wirklich die Geduld, sie alle aufzunehmen, fernab von Stereotypen – die Moskauer Deutsche Zeitung. Ein Unikum, das seinesgleichen sucht.

Veronika Wengert,
2001 bis 2005, freiberufliche
Korrespondentin in Zagreb, Kroatien.

„Mein armer Nicky ...“

Wie die Mutter von Nikolaj II. gegen dessen Frau um Einfluss auf ihren Sohn kämpfte – und verlor

Nikolaj II., Russlands letzter Zar, hatte neben vielem anderen vor allem eines nicht: eine eigene Meinung. Umso mehr hing von seinen Vertrauten ab. Und die engsten Ratgeber waren: seine Mutter Maria Fjodorowna und seine Frau Alexandra Fjodorowna, Minni und Alix, die Dänin und die Deutsche. Sie vertraten jedoch oft diametral entgegen gesetzte Ansichten und blieben sich ein Leben lang fremd. Auch dieses zerrüttete Verhältnis hat letztlich zum Untergang des Zarenreiches beigetragen.

Tino Künzel

Sie war von Anfang an gegen diese Heirat gewesen, und nun mutete man ihr auch noch eine Taktlosigkeit sondersgleichen zu. Maria Fjodorowna hatte kaum den Schock überwunden, den der plötzliche Tod ihres Mannes Alexanders III. im Alter von nur 49 Jahren bei ihr ausgelöst hatte, da gaben sich am 14. November 1894 – nur zwei Wochen später – der Thronfolger Nikolaj II. und die Hessen-Prinzessin Alix das Ja-Wort. Zur Hochzeit schleppte sich die Zarenwitwe in Schwarz, hielt sich aufrecht, war jedoch im Innersten zutiefst verletzt. Ihrem Sohn Georgij schrieb sie kurz danach: „Gott sei Dank ist dieser Tag vorbei! Für mich war das ein einziger Alptraum und eine Qual. Gezwungen zu sein, sich in der Öffentlichkeit mit müdem, blutendem Herzen zu zeigen, war mehr als Sünde, und ich verstehe bis heute nicht, wie ich mich dazu aufraffen konnte.“

Der Beziehung der beiden Frauen war das gewiss nicht zuträglich, aber die Verstimmung der Schwiegermutter hatte sogar noch früher begonnen. Ihr missfiel, dass Alix sich Bedenkzeit auserbat, ob sie in die Heirat einwilligen wolle, dass sie zögerte, ob sie den orthodoxen Glauben annehmen würde, was für die Gemahlinnen der russischen Zaren Bedingung war. Die Verhandlungen, die der Eheschließung vorausgingen, nannte sie „die idiotischste Geschichte, die man sich vorstellen kann“, und hoffte, dass sich für Nicky – wie sie ihren Sohn nannte – eine würdigere Braut finden werde. Doch Nikolaj war bis über beide Ohren verliebt.

Nach den Bestimmungen, die Peter der Große eingeführt hatte, galt Maria Fjodorowna auch weiterhin als erste Frau im Staate. Zu Lebzeiten von Alexander III. hatte sie sich kaum in die Amtsgeschäfte eingemischt, nicht zuletzt wohl deshalb, weil sie mit dessen restriktiver Politik weitgehend einverstanden war. Ihren Sohn, der mit nur 26 Jahren und völlig unvorbereitet den Thron bestieg, drängte sie nun jedoch zu einem vorsichtigen Liberalisierungskurs. Die intelligente und offenherzige Zarenwitwe verfügte unbestreitbar über politischen Instinkt und die nötige Menschenkenntnis in Personalfragen. Sie beriet Nikolaj II. bei der Auswahl von Kandidaten für wichtige Posten und verhinderte 1903 die Entlassung von Sergej Witte als Finanzminister. Mehr noch: 1905 stieg Witte mit ihrer Hilfe zum Chef des Ministerrates auf und entwarf das Manifest des 17. Oktober, zu dessen Unterzeichnung er den Zaren persönlich beschwor. Das Manifest garantierte unter anderem die Meinungs-, Versammlungs- und Religionsfreiheit und legte der absoluten Monarchie erste Fesseln an. Dennoch war Maria Fjodorowna von Witte entzückt: „Der ist genial und besitzt einen klaren Verstand.“

Außer Rasputin hörte sie dabei auf niemanden

Schwiegertochter Alexandra Fjodorowna sah das völlig anders. Sie war eine entschiedene Gegnerin jeglicher Reformen, fand Einschränkungen der Autokratie unverzeihlich und war der Meinung, Witte habe die erste russische Revolution provoziert. Ihren Mann versuchte sie zur Rückkehr zu den früheren Methoden zu bewegen. Nikolaj II. war mit ganzer Seele auf ihrer Seite, nur die Umstände zwangen ihn, anders zu handeln. Doch bei nächster Gelegenheit entließ er Witte, und danach begann der Einfluss seiner Mutter auf die Politik immer weiter zu sinken, bis er gegen Null tendierte. Für sie blieb er „mein armer Nicky“, und er beantwortete ihre Briefe in Liebe mit „dein armer Nicky“.

Die Differenzen zwischen den beiden Frauen spitzten sich immer mehr zu. Charakterlich waren sie grundverschieden: Auf der einen Seite die lebenslustige Maria, die Bälle und die höfische Gesellschaft genoss, auf der anderen Alexandra, die zurückhaltend war und sich außerhalb St. Petersburgs in Zarskoje Selo, im Kreise der Familie, am wohlsten fühlte. Vor allem nach der Geburt des Zarewitsch Alexej, bei dem die Bluterkrankheit festgestellt wurde, zog sie sich mehr und mehr zurück und schottete sich gegen die Außenwelt ab. Die Selbstisolation verstärkte sich noch, als Rasputin in ihr Leben trat. Der einfache sibirische Geistliche bewirkte eine wundersame Besserung des Zustands von Alexej, den die Ärzte bereits aufgegeben hatten. Als Mann des Volkes und „unser Freund“ ging er in der Folge am Zarensitz ein und aus. Maria Fjodorowna war außer sich: „Dieses Subjekt scheint sie förmlich hypnotisiert zu haben, so begeistert wie sie ist und ihm grenzenlos vertraut. Außerdem ist sie absolut davon überzeugt, dass jeder, der gegen ihn auftritt, ins Verderben rennt und dass, so lange er in der Nähe ist, alles gut sein wird. Das ist doch furchtbar, ich kann's nicht fassen, dass jemand so an einen Menschen glaubt, als sei er Gott!“ Das schrieb sie ihrer Schwester Alexandra nach England.

Als Nikolaj II. 1915, im zweiten Kriegsjahr, die verhängnisvolle Entscheidung traf, sich selbst zum Oberkommandierenden der Armee zu machen und an die Front abzureisen, hatten sich die ambitionierten Damen zu Hause bereits nichts mehr zu sagen. Maria Fjodorowa, die sich als Oberhaupt des russischen Roten Kreuzes auf ihre Weise engagierte, versuchte, ihm den Entschluss auszureden – vergeblich. Alexandra Fjodorowna führte in Abwesenheit des Zaren zu Hause die Geschäfte, außer Rasputin hörte sie dabei auf niemanden. In den 17 Monaten ihrer „Herrschaft“ vom September 1915 bis zum Februar 1917

hatte Russland vier Premierminister, fünf Innenminister, drei Außenminister und vier Landwirtschaftsminister. Maria Fjodorowna reiste im Frühjahr 1916 bestürzt zu ihrer Schwester Olga nach Kiew ab. Von dort kritisierte sie das Personal- Chaos in St. Petersburg, sprach von ihrer Rivalin Alix fortan nur noch in der dritten Person. Ihrer Schwester Alexandra schrieb sie im September 1916: „Ihr Selbstbewusstsein und ihre Überzeugung, dass sie sich besser auskennt als alle anderen, sind wirklich erstaunlich. Schließlich irrt sie sich ständig in den Leuten, dafür braucht man sich ja nur das Ministerkabinett anzuschauen, dessen Zusammensetzung ihre alleinige Schuld ist. Zum Glück bin ich weit weg."

Die Ermordung von Rasputin im Dezember 1916 führte bereits nicht mehr zur Konsolidierung der Krone, sondern untergrub ihre Autorität endgültig. Im Februar 1917 musste der Zar abdanken. Die Romanows wurden auf der Krim unter Hausarrest gestellt – weitgehend zu ihrem eigenen Schutz. Die Matrosenwache des Sewastopoler Sowjets verhinderte Übergriffe des radikaler gestimmten Sowjets von Jalta. Im Mai 1918 wurde die Krim von den Deutschen besetzt, die Maria Fjodorowna anboten, Russland unter sicherem Geleit zu verlassen. Doch die stolze Dänin, als Prinzessin Maria Sofia Frederika Dagmar aufgewachsen, hatte den Deutschen nie die Eroberung Schleswigs von Dänemark verziehen und lehnte ab. Selbst als die Deutschen von den alliierten Engländern und Franzosen abgelöst wurden, dachte sie nicht an Ausreise. Erst als die Bolschewiki im April 1919 auf Jalta vorrückten, bestieg sie ein englisches Kriegsschiff – unter der Bedingung, dass so viele weitere Emigranten wie möglich sie begleiten dürften.

Zu Hause in Dänemark erwies sich Maria Fjodorowna als unversöhnliche Feindin des neuen Sowjetregimes, das nichtsdestotrotz 1924 von Dänemark anerkannt wurde. Bald darauf erhob die Sowjetunion Anspruch auf die Alexander-Newskij-Kirche in Kopenhagen, die 1883 unter Alexander III. errichtet worden war und den Emigranten ein Trost war. Mit Maria an der Spitze verteidigten sie ihr Gotteshaus durch alle Instanzen gegen die Atheisten.

In ihrem Schmerz über das, was mit ihrer Familie geschehen war, weigerte sich Maria Fjodorowna, den Tod ihres Sohnes Nikolaj und seiner Familie zu akzeptieren. Noch am 18. Mai 1924 schrieb sie ihrer Schwester Alexandra: „Morgen ist der Geburtstag meines geliebten Nicky, wie grausam und traurig, dass ich von ihm nichts mehr höre und noch nicht einmal weiß, wo er jetzt ist! Wie schwer das für mich ist, verstehst du bestimmt. Es gibt Dinge, die man nicht berühren und über die man nicht sprechen darf, und deshalb verschließe ich das alles in der Tiefe meiner Seele."

Am 13. Oktober 1928 starb Maria Fjodorowna in Kopenhagen.

Foto: S.L. Lewizkij

Maria Fjodorowna 1870 mit ihrem Sohn Nikolaj, damals zwei Jahre alt.

Kräftiges Konsumieren in Russland

Nürnberger Studie zeigt rasantes Wachstum der Kaufkraft

Die neueste Studie des Nürnberger Forschungsinstituts MB-Research zur Kaufkraft in Europa zeigt, dass Russland bei weitem die höchsten Zuwachsraten aufzuweisen hat. Besonders die russischen Regionen holen kräftig auf. Die meisten Russen haben von dem neuen Reichtum allerdings nichts.

Ljubisa Djokic

Das Wachstum der Kaufkraft in Moskau liegt mit 53 Prozent hinter dem St. Petersburgs und anderer Regionen

Die Ergebnisse der Nürnberger Auswertung belegen den wirtschaftlichen Aufschwung Russlands mit einer Reihe eindrucksvoller Zahlen: Russland belegt in Bezug auf die Kaufkraft mit 286 Milliarden Euro einen der Spitzenplätze in Europa. Das zeigt sich vor allem bei der Pro-Kopf-Kaufkraft, die um 65 Prozent zunahm. Dieser starke Aufwärtstrend beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Metropolen Moskau und St. Petersburg. Auch Regionen wie der Krasnodarskij Kraj oder die Swerdlowskaja Oblast weisen ein immenses Wachstum auf. Beide haben im Zeitraum von 2001 bis 2006 mit einem prozentualen Anstieg von 63 Prozent (Krasnodarskij Kraj) und 74 Prozent (Swerdlowskaja Oblast) ein höheres Wachstum aufzuweisen als Moskau. Dabei liegt das derzeitige Kaufkraftvolumen beider Regionen mit rund 9 und 8 Milliarden Euro jedoch immer noch hinter dem der beiden Metropolen.

Die Kaufkraft St. Petersburg ist in einem Zeitraum von fünf Jahren auf rund 11,5 Milliarden Euro gestiegen, das entspricht einem Zuwachs von 87 Prozent. Pro Kopf liegt das Kaufkraftwachstum der Newastadt bei 2 490 Euro, ein Anstieg von 91 Prozent im Vergleich zu 2001. Das sind die absoluten Spitzenwerte in Europa. Doch die Studie bestätigt auch, was schon lange bekannt ist: Das Wirtschafts- und Finanzzentrum Russlands ist und bleibt Moskau. Die Kaufkraft Moskaus beläuft sich auf 54,3 Milliarden Euro mit durchschnittlichen Ausgaben von 5 238 Euro pro Einwohner. Damit haben die Moskauer doppelt so viel Kaufkraftpotenzial wie die Petersburger. Doch wo schon viel ist, kann sich auch nicht mehr so viel entwickeln, und so liegt das Wachstum der Kaufkraft in Moskau mit 53 Prozent hinter dem St. Petersburgs und anderer Regionen. Mit diesen Zahlen veranschaulicht die Studie der Nürnberger Forscher einen Trend, der sich bereits seit längerem abzeichnet. Man sucht nach Alternativen zum teueren Pflaster Moskaus. Der Aufschwung verlagert sich zusehends in die Regionen, die vermehrt Investoren anziehen.

Der Wirtschaftsaufschwung Russlands ist in erster Linie auf den hohen Ölpreis zurückzuführen. An einschneidenden Reformen mangelt es dagegen noch immer. Ob sich das Hoch über dem russischen Wirtschaftshimmel auch bei einem sinkenden Ölpreis halten kann, wird sich in den nächsten Jahren zeigen. Jedoch führe der gegenwärtige Wirtschaftsboom und der damit verbundene Kaufkraftanstieg zu hohem Zuwachs beim Wohnungsbau, einer Ausweitung der internationalen Einzelhandelsketten sowie einer deutlichen Zunahme des privaten Konsums, fügt das Nürnberger Forschungsinstitut in ihrer Auswertung hinzu.

Die Studie zeigt auch auf, dass in einzelnen Regionen Europas am Tag mehr Geld verdient wird als in einem Monat in Moldawien oder Albanien. Diese Entwicklung, so die Forscher, sei auch in Russland zu beobachten, wo immer noch rund 25 Millionen Einwohner unter der Armutsgrenze leben und vergeblich darauf hoffen, vom Wirtschaftswachstum Russlands profitieren zu können.

Mehr Jobs als Menschen

Russland ist auf Gastarbeiter angewiesen – wirklich erwünscht sind sie jedoch nicht

Auf einer Konferenz zur Arbeitsmigration nach Russland waren sich die Beteiligten in einem Punkt einig: Russland braucht eine neue Einwanderungspolitik. Und zwar nicht nur eine, die der illegalen Migration den Kampf ansagt.

Maria Ugoljew

Ob Hilfsarbeiter auf den rund um die Uhr lärmenden Baustellen, ob Gemüsehändler, Straßenkehrer oder Marschrutka-Fahrer – längst sind ausländische Arbeitskräfte aus russischen Städten nicht mehr wegzudenken. Dank der Gastarbeiter florieren in Russland ganze Sektoren wie Handel, Bau, Transport und Landwirtschaft. Wirklich erwünscht sind die Gäste bei einer Mehrheit der russischen Bevölkerung jedoch nicht. Und auch der russische Staat torpediert mit Razzien und Arbeitsverboten eine bessere Integration.

Dabei geht in Russland nichts ohne sie, wie die Moskauer Konferenz der Handelsorganisation „Delowaja Rossija“ Anfang Mai zeigte: Bei der Einwanderung von Arbeitskräften ist Russland eines der führenden Länder. Eine Million Ausländer kommen jährlich offiziell in die Russische Föderation, um hier zu arbeiten – 2005 waren es allein aus China mehr als 160 000 und 140 000 aus der Ukraine. Russland hat ein echtes Luxusproblem – das kräftige Wirtschaftswachstum beschert dem Land mehr Jobs, als Arbeitskräfte vorhanden sind. Eine Million Arbeitsimmigranten sind jedoch zugleich auch ein Vorspiel für ein demografisches Problem, das Russland in naher Zukunft erwarten dürfte. Bereits heute fehlen gut ausgebildete und junge Fachkräfte, die ihrerseits in andere Länder abwandern. Die Geburtenrate nimmt ab, die Lebenserwartung der russischen Männer ist weiterhin niedrig. In nicht einmal zehn Jahren werden der russischen Volkswirtschaft zehn bis zwölf Millionen eigene Arbeitskräfte fehlen, schätzen russische Experten.

Foto: Uros Djurovic

Seit 1. April darf er nur noch mit russischem Pass arbeiten: ein Fleischhändler auf einem Moskauer Markt.

Gastarbeiter verdienen in Russland im Schnitt etwa 200 bis 300 Euro im Monat. Nur wenige Russen würden dafür die oftmals schwere, körperliche Arbeit verrichten. Für Tadschiken, Usbeken oder Kirgisen ist es ein Vielfaches dessen, was sie zu Hause verdienen könnten. In den letzten Jahren haben sich die Gehälter schrittweise angenähert, nicht jedoch die Lebensbedingungen: Die Gastarbeiter haben mit zehn bis zwölf Stunden einen längeren Arbeitstag und leben unter schlechteren Wohnverhältnissen.

Ein Großteil taucht in den offiziellen Statistiken nicht einmal auf: Rund zehn Millionen halten sich illegal in Russland auf, um hier zu arbeiten, schätzt die Internationale Organisation für Migration (IOM). Diese Zahl wollte Alexander Jakowenko, stellvertretender russischer Außenminister, zwar nicht bestätigen, räumte aber ein, dass dem Staatshaushalt durch die Schwarzarbeit jährlich rund 150 Milliarden US-Dollar entgehen.

Apas Dschumagulow, kirgisischer Botschafter in Russland, forderte deshalb, die Migration in die Schwarzarbeit aus der Illegalität herauszuholen und unter staatliche Kontrolle zu stellen: Einerseits müsste sich Russland so nicht mehr Steuereinnahmen in Milliardenhöhe entgehen lassen, zum anderen könnten soziale Mindeststandards für die Gastarbeiter besser kontrolliert werden.

Für Boris Titow, Vorsitzender von „Delowaja Rossija“, gibt es freilich bereits heute eher ein Zuviel an staatlicher Kontrolle. Die wichtigste Aufgabe sei eine schlankere und effektivere Bürokratie und eine bessere gesellschaftliche Integration der Gastarbeiter, sagte Titow. Nach europäischem Vorbild könnte Russland Anwerbezentren in den Nachbarstaaten einrichten, wo Migranten die russische Sprache lernen und sich den geforderten medizinischen Kontrollen und Meldeprozeduren unterziehen.

Ob eine solche Anwerbepolitik auch für bessere Integration in Russland sorgen kann, bleibt allerdings fraglich: Laut Umfrage des russischen Meinungs-forschungsinstituts WZIOM begegnen mehr als zwei Drittel der russischen Bevölkerung Gastarbeitern mit Argwohn, 38 Prozent meinen, dem Markt würde es ohne Gastarbeiter besser gehen und 22 Prozent fürchten durch unkontrollierte Zuwanderung um den eigenen Arbeitsplatz. Zuletzt schürte die russische Regierung nochmals die Ressentiments, indem sie zum 1. April kurzerhand verbot, ausländische Arbeitskräfte im russischen Einzelhandel zu beschäftigen. Es gehe darum, die „Gesetzlosigkeit auf den Märkten zu unterbinden“ und gegen Clanstrukturen vorzugehen, so die offizielle Begründung.

Elena Nikolajewa, stellvertretende Vorsitzende von „Delowaja Rossija“, fordert die russische politische Führung auf, sich in ihren Äußerungen verantwortungsvoll zu verhalten und nicht noch Öl ins Feuer zu gießen. Denn an einer Realität kommt man auch im Kreml nicht vorbei: Russlands Wirtschaft ist auf die Migranten angewiesen.

Wenn Ihnen Russen auf die Pelle rücken

In Russland ist vieles fremd. Die kyrillischen Straßenhinweise verstehen viele nicht. Selbst das Zählen mit den Fingern machen die Russen anders. Und wie verhält man sich in einer Warteschlange? Die MDZ gibt einige Tipps für das (Über)Leben in Russland.

Anja Antropov

Als Ausländer hat man es nicht leicht in Russland. Die Schrift kann man nicht lesen, die Sprache gehört nicht zu den einfachsten und ist stellenweise schier unaussprechlich. Sogar die Verständigung mit Händen und Füßen hat ihre Tücken.

Sie gehen zum Beispiel in Moskau in eine Bäckerei und wollen drei Piroggen kaufen. Piroggen sind die leckeren russischen Hefeteigtaschen mit Füllung. Wenn Sie kein Russisch können, dann signalisieren Sie einfach mit drei Fingern, dass Sie drei Piroggen haben möchten. Wenn Sie das wie gewohnt mit Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger tun, dann werden Sie nur zwei Piroggen bekommen. Bitte denken Sie jetzt nicht, die Verkäuferin wollte Sie reinlegen oder sei zu doof, um bis drei zu zählen. Sie haben nur zwei Piroggen bekommen, weil man in Russland grundsätzlich mit dem Zeigefinger zu zählen beginnt. Der Daumen kommt erst bei der Fünf zum Einsatz. Um drei Piroggen zu erhalten, hätten Sie also Zeigefinger, Mittelfinger und Ringfinger zeigen müssen.

Ähnlich verquer verhält es sich bei Aufzählungen. Während wir Deutschen bei geschlossener Hand wieder beim Daumen anfangen zu zählen, hält der Russe die Hand so, dass die offene Handfläche nach oben zeigt. Nun greift er mit der anderen Hand an den kleinen Finger und knickt ihn in die Handfläche, was soviel bedeutet wie erstens. Bei zweitens werden der kleine und der Ringfinger eingeknickt usw.

Sie sollten sowieso immer mindestens fünf Piroggen bestellen, die sind nämlich so gut, dass man davon ein paar auf Vorrat kaufen kann.

Ein anderer Aspekt der Körpersprache, an den ich mich bis heute nicht so richtig gewöhnen kann, ist die, nach deutschem Empfinden, buchstäbliche Distanzlosigkeit der Russen. Besonders fällt mir das immer auf, wenn ich irgendwo in der Schlange stehe und der Mensch hinter mir so nahe bei mir steht, dass ich schon fast seinen Atem in meinem Nacken spüren kann. Während ich das in Deutschland als leicht aggressives Verhalten werten würde, muss ich mich in Russland immer selbst daran erinnern, dass die Russen einfach ein anderes Abstandempfinden haben als wir Deutschen.

Beim Vergleich einer Menschenschlange in Russland und in Deutschland kann festgestellt werden, dass in Russland die Leute viel dichter beieinander stehen, ohne sich gestört zu fühlen. Die Intimzone liegt beim Deutschen etwa eine halbe Armlänge vom Körper entfernt. Tritt jemand unerlaubt in diese Zone eines Menschen ein, rückt er ihm auf die Pelle. Diese Missachtung der Intimzone wird gleichzeitig als Missachtung der Person betrachtet. In Russland ist der erträgliche Abstand dagegen geringer.

Gut, dass man im heutigen Russland nicht mehr so oft in der Schlange stehen muss wie zu Sowjet-Zeiten.

Rum um das Jahr

Feiern auf Russisch

Andere Länder, andere Sitten. Dieses Sprichwort ist auch heute in Zeiten der Globalisierung sehr aktuell. Wer langfristig und nachhaltig gute Geschäfte in einem Land machen will, sollte mit den Gebräuchen und der Alltagskultur vertraut sein. Deshalb wollen wir Ihnen in dieser Kolumne regelmäßig nützliche Tipps für den Umgang mit Ihren russischen Geschäftspartnern geben.

In Bezug auf ihre Feiertage haben die Russen durchaus einen Blick fürs Wesentliche und legen eine bemerkenswerte Flexibilität an den Tag. Der Jahreswechsel „Nowyj God" (Neujahr) wird in Russland traditionell im Kreise der Familie gefeiert, mit Tannenbaum und Geschenken. Es ist gleichzeitig der Tag von Väterchen Frost, der die Geschenke bringt. Man muss sich das so vorstellen, wie unser Weihnachtsfest, nur dass es erst um 24 Uhr beginnt. Sie haben richtig gelesen: Um Mitternacht beginnt das Fest mit der Begrüßung des neuen Jahres und der Festansprache des russischen Präsidenten im Fernsehen. Danach (!) setzen sich alle um den reichlich gedeckten Tisch. So gegen 3 Uhr sind dann Besuche von Freunden möglich und vor 6 Uhr morgens geht sowieso keiner ins Bett.

Das orthodoxe Weihnachtsfest ist nach dem alten orthodoxen Kalender erst am 7. Januar. Zu Sowjetzeiten wurde es kaum beachtet, aber in letzter Zeit gewinnt es zunehmend an Bedeutung. Gleichzeitig wird die Tradition, Silvester im Familienkreis zu begehen, durch westliche Einflüsse geschwächt. Mit jedem Jahr feiern mehr und mehr Russen den Jahreswechsel mit Freunden in Hotels oder Restaurants und gehen um Mitternacht auf die Straße, um ein Feuerwerk zu machen. Nach dem orthodoxen Weihnachtsfest am 7. Januar kommt am 13. Januar das „Alte Neue Jahr" (Staryj Novyj God). Nach dem alten orthodoxen Kalender, der zwei Wochen „nachgeht", wäre das der Termin für das Neujahrsfest. Und weil die Russen ihre Feste feiern, wie sie kommen, ist auch das ein Anlass. Rechnen Sie in der Zeit zwischen 1. und 13. Januar lieber nicht mit dem großen Geschäft. Diese Zeit wird oft für einen Kurzurlaub genutzt und viele staatliche Stellen haben auch geschlossen.

Schon im Februar geht das Feiern weiter: Der 23. Februar war ursprünglich der Tag der Roten Armee. Flexibilität kann man den Russen in Zeiten des Umbruchs nicht absprechen, denn da es die sowjetische Armee nicht mehr gibt, wurde dieser Tag kurzerhand umfunktioniert zum „Tag des Vaterlandsverteidigers". Die russischen Männer sollen sich schließlich nicht benachteiligt fühlen, denn es gibt schließlich einen „Frauentag", und der ist am 8. März. Während dieser Anlass in Deutschland höchstens für politische Diskussionen taugt, feiert man in Russland ein großes Fest, und es gibt keine Frau, die nicht mindestens Blumen, Pralinen und Komplimente bekommt. An diesem Tag machen alle russischen Blumenverkäufer das Geschäft des Jahres und Mann sollte sich rechtzeitig um Blumen kümmern, wenn er nicht riskieren will, mit leeren Händen dazustehen. Vergessen Sie also nicht, an diesem Tag jeder Frau zu gratulieren, die Ihnen begegnet.

> Das Fest beginnt mit der Begrüßung des russischen Präsidenten im Fernsehen

In Russland ist es übrigens üblich, schon vor dem Fest oder am Festtag selbst, auf keinen Fall aber nachträglich, seine Glückwünsche auszusprechen. Man kann also Mitte Dezember schon ein frohes neues Jahr wünschen, aber nicht unbedingt mehr am 2. Januar. Da am Feiertag niemand arbeitet, wird das Fest meistens schon am Vortag gemeinsam am Arbeitsplatz eingeläutet. Fällt der Tag auf einen arbeitsfreien Tag (Samstag oder Sonntag), so ist der darauf folgende Montag normalerweise arbeitsfrei. Die Russen verstehen es eben, zu feiern.

Nr. 24 (223) DEZEMBER 2007

.ru

www.po-nemezki.ru

Auch das Runet spricht neuerdings Deutsch. Das heißt, nicht wirklich Deutsch, aber mit deutschem Akzent. Und dieser Akzent besteht bei der russischsprachigen Webseite www.po-nemezki.ru darin, dass deutsche Veranstaltungen in Russland übersichtlich und in gesammelter Form aufbereitet werden. Das Portal ist dafür sogar mit einer Suchfunktion ausgestattet. Gegenwärtig wird beispielsweise über die Deutschen Tage in den Regionen oder über das Gastspiel des Dresdner Schauspielhauses am 3. und 4. Juli in Moskau informiert. Deutsche Organisationen stellen sich vor. Austauschprogramme werden erläutert. Und aus gegebenem Anlass ist ein Link der Fußball-WM gewidmet. Dort finden sich Tipps, wo die Spiele in Moskau angeschaut werden können, aber auch artverwandte Themen wie etwa Sporthochschulen in Deutschland. Initiiert wurde das Projekt vom Deutsch-Russischen Forum in Berlin. Unterstützt wird es unter anderem von der Deutschen Botschaft in Russland und der Robert Bosch Stiftung. **tk**

Wichtige Hinweise

www.russian-online.net – Russisch lernen und üben

www.rusdeutsch.ru – Infoseite der Russlanddeutsche

www.moskau-diplo.de – Deutsche Botschaft in Moskau

www.aktuell.ru – Internetzeitung auf Deutsch über Russland

www.petrburgskiy-dialog.org – Forum „Petersburger Dialog"

www.deutscheausrussland.de – Deutsche aus Russland

www.jdr.ru – Jugendorganisation der Russlanddeutsch

www.daad.de – Deutsch-Akademisches Austauschdienst

www.deutsch-russisches-forum.de – Deutsche-Russisches Forum

www.rus-germ-ja.org – Stiftund der Jugendaustausch

Selbstversorgung auf der russischen Datscha

Was in Deutschland ein Kleingarten ist, heißt auf Russisch Datscha. Doch die Bedeutung einer Datscha in Russland ist viel weiter gefasst. Noch in der Tschechow-Zeit traf man sich auf der Datscha zu einem Tee aus dem Samowar, veranstaltete Sommerbälle und schrieb Verse darüber. Doch im 20. Jahrhundert wurde dieser unersetzliche Teil der russischen Alltagskultur zu einer einzigartigen Nahrungsquelle. Die Holzhäuschen und die alten Kirschgärten sind heute nicht nur eine geschätzte Immobilienanlage, sondern auch Orte, an denen die ganze Familie gern ihre Freizeit verbringt.

Anja Antropov

Foto: Evelina Kambarowa

Von Frühjahr bis Herbst mehren sich wieder die Staus rund um das Wochenende, denn die Russen fahren am Wochenende auf die Datscha, das Sommerhaus auf dem Land. Die russische Datscha hat eine lange Tradition und viele Funktionen.

Sie ist zum Beispiel Erholungsort für die Familie. Man fährt aufs Land, um frische Luft zu tanken. Das ist bei der Moskauer Luftqualität auch dringend nötig. Eine der russischen Lieblingsbeschäftigungen ist Pilze sammeln. Steinpilze, Butterpilze, Milchpilze und Rothäuptchen. Die werden dann entweder gleich als Suppe oder mit Kartoffeln gegessen oder für den späteren Verzehr getrocknet.

Die Datscha leistet auch einen erheblichen Beitrag zur Ernährung der Familie. Hier werden Kartoffeln, Gemüse und Obst angebaut. Viele Familien leben überwiegend davon. Was bis zum Herbst nicht aufgegessen ist, wird zu leckeren Konserven und Marmeladen verarbeitet. Das ist erstens gesund und zweitens billiger als im Geschäft.

Da sich überwiegend Rentner mit dem Gemüseanbau beschäftigen, ist die Datscha auch eine hervorragende Beschäftigungsmaßnahme. Viele ältere Leute brauchen nämlich eine neue Herausforderung, wenn sie erstmal in Rente sind. Mit der Datscha haben sie eine sehr umfangreiche und verantwortungsvolle Aufgabe, die sie den ganzen Sommer über beschäftigt.

Natürlich tauscht man sich auf der Datscha ständig mit den Nachbarn über Tricks und Tipps aus, die Ernte ertragreicher zu machen. Am Ende der Saison wird dann verglichen. So dient die Datscha auch als Austragungsort von Wettbewerben um die größten Zucchini und Kohlköpfe und schürt jedes Jahr aufs Neue den Ehrgeiz und die Ambitionen.

Da sehr viele Familien in Russland immer noch auf sehr engem Raum zusammenleben, entschärft die Datscha im Sommer die Wohnungssituation. Sie ist sozusagen zusätzlicher Wohnraum. Der eine Teil der Familie (die arbeitenden Eltern) wohnt in der Stadt, der andere (meistens Großeltern und Kinder) auf dem Land und alle haben mehr Platz.

In Russland haben die Kinder im Sommer drei Monate Ferien. So dient die Datscha denn auch als Parkplatz für Kinder berufstätiger Eltern während der drei Monate Sommerferien. Die Kinder verbringen den Sommer auf dem Lande bei den Großeltern, die Eltern sind endlich mal unter sich und brauchen sich keine Sorgen um die Kinder zu machen.

Die Datscha symbolisiert auch den russischen Traum vom Eigenheim. Da die meisten Familien in der Stadt in einer Wohnung wohnen, kann man mit der Datscha den Traum vom eigenen Dach über dem Kopf leben. Rund um Moskau entstehen zwar zunehmend Einfamilienhäuser, die das ganze Jahr über bewohnbar sind, aber diese sind eben nicht für jeden erschwinglich.

Hier können die Männer ihre Lust am Handwerken austoben. Denn natürlich macht man Umbauarbeiten und Reparaturen an der Datscha selbst oder gemeinsam mit dem Nachbarn. Und so wird die Datscha oftmals auch zum ständigen Wochenendarbeitsplatz, frei nach dem Motto: Freizeit ist die Zeit, die man mit Arbeiten verbringt, für die man nicht bezahlt wird.

Nestbau-Pragmatiker mit Karriereziel

Die europäischste Generation Russlands geht ganz stabil unsicheren Zeiten entgegen

Zum ersten Mal wächst in Russland eine Generation heran, die mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede zu ihren Altersgenossen im Westen aufweist. Die neue Jugend gilt als pragmatisch, selbstbewusst und zielorientiert. In Anlehnung an den jetzigen Premier-Minister und früheren Präsidenten Wladimir Putin taufte man sie Generation Pu. Andere Schlagwörter sind Generation Stabilität, die Millenials oder Generation Y. Jedoch könnte in Zeiten der Rezession ihr sonst so solides Selbstbildnis ins Wanken kommen.

Von Yegor Pensin

Sie gelten als die Kinder der Stabilität. Die Jugendlichen, die zwischen 1983 und 2003 geboren wurden, erlebten die politischen und wirtschaftlichen Krisen der jüngsten russischen Vergangenheit als Kinder und haben daran nur sehr vage Erinnerungen. Ihre Vorgänger, die zwischen 1973 und 1982 Geborenen, werden nach dem Roman von Viktor Pelewin Generation P (wie Pepsi-Cola) genannt, weil sie in ihrer Kindheit die ersten waren, die nach dem Zerfall der Sowjetunion das Neuland des Markenkapitalismus betraten. Charakteristisch für die Generation P ist extreme Selbstzentriertheit und das Streben nach materiellem Reichtum.

Larissa Pautowa, die Leiterin des Projekts „Neue Generation“ vom Meinungsforschungsinstitut Fonds der öffentlichen Meinung (FOM), sieht eine Umkehr dieses Trends bei ihren Nachfolgern. Diesmal stehe eben nicht der Wunsch, viel Geld anzuhäufen im Vordergrund, sondern das Streben, etwas anzufangen, wofür man auch gesellschaftliche Anerkennung ernten kann. Und dabei nimmt man auch gern in Kauf, dass der Weg nach oben lang und beschwerlich sein kann.

Die jungen Russen haben eine genaue Vorstellung von ihrem Lebensweg. Am Anfang steht eine gute Ausbildung – am besten universitär. Diese soll die Tore öffnen für eine erfolgreiche Karriere: als selbstständiger Unternehmer, in der Wirtschaft, der Wissenschaft und immer beliebter auch im Staatsdienst. Erst nachdem man die Karriereleiter empor geklettert ist und das passende Einkommen und geeigneten Wohnraum gefunden hat, kommen die Gedanken über Familiengründung und Kinder.

Alles Dinge, die beim westlichen Leser wenig Verwunderung hervorrufen. Eine gute Ausbildung, Karriere und später Familie – so in etwa sieht auch die Lebensplanung eines durchschnittlichen Jugendlichen in Deutschland oder den Vereinigten Staaten aus. Und eben das ist das Neue an den Millenials in Russland. Für ihre Eltern war das Wort Karrierist noch ein Schimpfwort. Im Idealfall sollten sie etwas Wertvolles für die Gesellschaft leisten, das Streben nach Ämtern war verpönt. Für ihre älteren Geschwister, die in den „wilden 90er“ ins Erwachsenenleben traten, zählte nur das schnelle Geld. Für die Generation Pu rückt nun Selbstverwirklichung an erste Stelle.

Glaubt man Pautowa, ist das Schlüsselwort dabei Erfolg. Für 92 Prozent der 1 500 16- bis 25-Jährigen, die das Institut FOM für die aktuelle Studie befragte, zählt dieser zu den primären Lebenszielen. „Es formiert sich eine Ideologie des Erfolgs. Loser wird immer öfter als Schimpfwort benutzt.“ Wobei mit Erfolg nicht einfach nur die Position eines Topmanagers oder Abteilungsleiters gemeint ist, sondern eine Vielzahl weiterer Aspekte. Zuallererst zählt dazu die Familie. Dabei wollen die jungen Frauen in Russland Familie und Arbeit unter einen Hut bringen. Etwas, das laut der Shell-Jugendstudie von 2006 auch für ihre Altersgenossinnen in Deutschland gilt. Ein anderer Punkt ist die so genannte „Work-Life-Balance“ – also ein möglichst austariertes Verhältnis zwischen Beruf und Privatleben. Darunter fällt auch eine steigende Begeisterung für Freizeitaktivitäten.

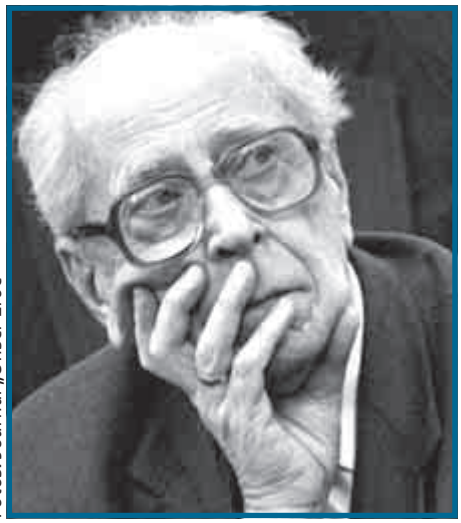
„Alles in allem ist die Generation Pu sehr nach innen gewandt und im Grunde ziemlich konservativ“, resümiert Pautowa. So wie auch die Jugendlichen in Deutschland, die der Soziologe Klaus Hurrelmann als „angepasst und im Kern auf den Status quo ausgerichtet“ beschreibt. Etwas, was sich in Deutschland wie auch hierzulande in der Einstellung zur Politik widerspiegelt. 62 Prozent glauben laut der FOM-Untersuchung, dass sich Russland in die richtige Richtung entwickelt – der höchste Anteil unter den Altersgruppen im Land. Gleichzeitig gaben 70 Prozent an, keine Lust auf politische Aktionen jeglicher Art zu haben. Lediglich ein Prozent der Befragten geht zu Kundgebungen oder Demonstrationen. Politikverdrossenheit wurde auch den jungen Deutschen nachgewiesen, doch ist sie in Deutschland weniger weit verbreitet.

Foto: Larissa Pautowa

"Alles auf dem Weg" – solche klaren Bekenntnisse sind für die unpolitische Generation Pu eher untypisch.

Ewgenija Schamis, Psycholinguistin von der Akademie der Volkswirtschaft, möchte dennoch nicht, dass die neue Generation in einem negativen Licht erscheint. „Zwar steht für die Jugendlichen heute ihr Eigenleben im Vordergrund. Vielmehr sind sie eine Generation von Pragmatikern, die sich nicht zum Ziel setzen, die Welt zu verändern oder auf Teufel komm raus reich werden zu wollen. Eher sind sie sich ihrer realen Möglichkeiten bewusst und versuchen das Beste daraus zu machen.“

Nr. 7 (254) April 2009



Fotos: Journal „Unser Erbe"

Das Gewissen der Nation

Wie der Wissenschaftler Dmitrij Lichatschow zum Symbol der russischen Intelligenzija wurde

Dmitrij Lichatschow war bereits 80, als er der breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. Der Historiker und Philologe, dessen Renommee sich davor im wesentlichen auf wissenschaftliche Kreise beschränkte, erhielt mit der Perestrojka eine ähnliche gesellschaftliche Resonanz wie Andrej Sacharow. Noch zu Lebzeiten nannte man ihn das „Gewissen der Nation", ein „moralisches Ideal", den „letzten russischen Intellektuellen". 1999 starb das Mitglied der russischen und anderer Akademien der Wissenschaften. Der Platz des „Gewissens" ist seither verwaist.

Elena Solominski

Er verkörperte einen roten Faden über die Zeiten hinweg, jene Moralität, mit der von jeher die Vorstellung von der russischen Intellektualität verbunden ist. Heutzutage wird in Russland zunehmend jeder zur Intelligenz gezählt, der ein Hochschuldiplom in der Tasche hat. Lichatschow hingegen erwartete von intelligenten Menschen auch, dass sie Überzeugungen haben, die sie offen vertreten. Aus eigener Erfahrung wusste er, dass „zur Intelligenzija nur Leute gehören, die unabhängig von ökonomischen, parteilichen oder staatlichen Zwängen sind, die sich keinen ideologischen Verpflichtungen unterwerfen". Verpflichtet seien sie nur ihrem Gewissen und ihrem Denken gegenüber.

Dmitrij Lichatschow wurde vor wenig mehr als 100 Jahren, am 28. November 1906, in St. Petersburg geboren, nach eigener Definition in einer Familie aus der bürgerlichen Intelligenz. 1923 schrieb sich der zukünftige Wissenschaftler an der Petrograder Universität ein, wo er sein Studium fünf Jahre später mit zwei Diplomen abschließen sollte – in Romanistik/Germanistik und Slawistik/Russistik. Er war ein wissbegieriger und aktiver Student, der Mitglied eines zu jener Zeit verbotenen philosophisch-religiösen Zirkels mit der kuriosen Bezeichung „Kosmische Akademie der Wissenschaften" wurde. Alle „Akademiker" wurden 1928 verhaftet, darunter auch Lichatschow. Eines der wichtigsten Beweismittel in seiner Angelegenheit war ein Vortrag, in dem der junge Mann halb im Scherz, halb im Ernst die Überlegenheit der alten Orthografie über die neue, „satanische", begründete. Das Schriftstück las er erst 64 Jahre später – bereits in der echten Akademie der Wissenschaften, im St. Petersburger Puschkin-Haus, dem Sitz des Institutes für russische Literatur der Akademie.

Lichatschow durchlief alle Kreise der Hölle in den Lagern auf den Solowezkije-Inseln und am Belomor-Kanal. Dort schrieb er heimlich seinen ersten wissenschaftlichen Artikel: „Die Kartenspiele der Intellektuellen". Ebenso heimlich führte er Tagebuch – ein unschätzbares Zeitdokument. Erstmals Ende der 80er Jahre veröffentlicht, erschütterten seine Briefe aus dem Lager durch ihre philosophische Tiefe, ihre Lyrik und Wärme. Sie gehörten zu den ersten schriftlichen Augenzeugenberichten vom Leben im Lager nach den Büchern Solschenizyns. Lichatschow verbrachte vier Jahre in Lagerhaft. Endgültig rehabilitiert wurde er erst 1992.

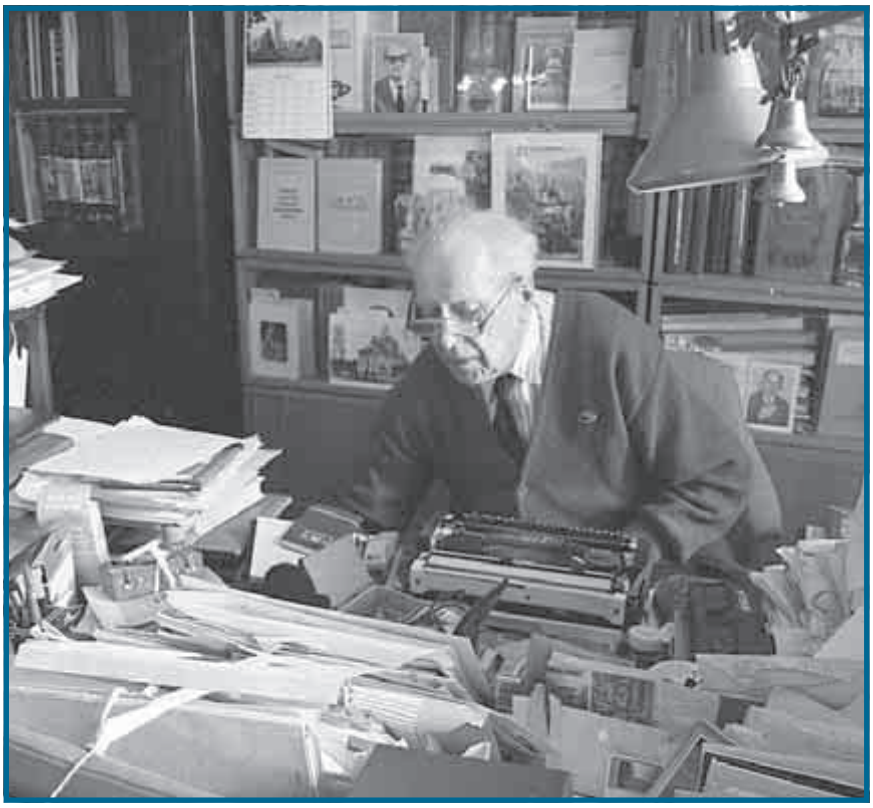
Gemeinsam mit den Leningradern fand sich Lichatschow im Zweiten Weltkrieg unter der fürchterlichen deutscher Blockade wieder, löschte Brandbomben auf den Dächern und kümmerte sich um seine Familie – Eltern, Frau und zwei kleine Töchter. Die Erinnerungen an die Blockade, aufgeschrieben 15 Jahre später, zeichneten ein wahrhaftiges und entsetzliches Bild: „In den Hungerjahren waren die Leute auf sich selbst zurückgeworfen, quasi nackt und jedweden Plunders beraubt: Die einen erwiesen sich als wunderbare, beispiellose Helden, andere – als Verbrecher, Übeltäter, Mörder, Menschenfresser. Eine Mitte gab es nicht. Alles war echt. Es tat sich der Himmel auf, und im Himmel war Gott zu sehen. Die Gutherzigen konnten ihn klar erkennen."

In den Kriegsjahren trugen die Sicherheitsorgane Lichatschow an, mit ihnen zu kooperieren. Doch er lehnte ab, ungeachtet der Gefahr, die sich daraus für ihn und seine Familie ergab. Viel später weigerte er sich auch, den berüchtigten Brief gegen Akademiemitglied Sacharow zu unterzeichnen. Kurz darauf brannte seine Wohnung. Er wurde zusammengeschlagen. Es gab Zeiten, da durfte er nicht ins Ausland reisen. Doch Lichatschow machte keine Kompromisse. Er blieb seinen Prinzipien treu und war überzeugt, dass

jeder irgendwann für Gewissenlosigkeiten büßen muss, und sei es nur eine einzige: „Ein Fleck auf dem Gewissen führt unweigerlich zur Zersetzung des gesamten Organismus."

Sein Brot verdiente Dmitrij Lichatschow mit der wissenschaftlichen Erforschung altrussischer Literatur im Puschkin-Haus. Für seine glänzenden Arbeiten wurde er in die Akademie der Wissenschaften gewählt. Doch neben den klassischen Literaturstudien beschäftigte er sich mit einer ganzen Reihe weiterer Fragen und Probleme: Dostojewskij und Tolstoi trieben ihn um, der Erhalt des historischen Bildes des Newskij-Prospektes und die Reformen Peters des Großen, die Garten- und Parkkultur und die kulturelle Erziehung der Jugend. In den 80er Jahren setzte sich Lichatschow für den Erhalt der Bibliotheken, der Denkmäler und Naturschutzgebiete, sowie für Provinzmuseen ein. Er war kein Bürgerrechtler, ließ aber keine Gelegenheit aus, die Interessen der Kultur zu verteidigen, den Bedürftigen zu helfen und seine Stimme gegen Ungerechtigkeiten zu erheben. Lichatschow war es, der die Idee zur Einrichtung des Russischen Kulturfonds hatte, dessen erster Vorsitzender er dann war, und zur Herausgabe der Zeitschrift „Unser Erbe". In einem seiner letzten Interviews sagte er: „Eine Nation, die Intelligenz und Kultur nicht schätzt, ist zum Untergang verurteilt. Wissen Sie, was für mich einen kultivierten Menschen ausmacht? Er hat ein äußerst ausgeprägtes Gefühl für andere."

Obwohl er sich sein Leben lang mit russischer Kultur befasste, glitt Lichatschow nie in Russophilie ab, sondern stand zu seinem Grundsatz, Russland nicht zu verabsolutieren. Dabei gehören die Auserwähltheit des russischen Volkes und die Besonderheiten der Entwicklung zu den Lieblingsargumenten zahlreicher russischer Politiker. Eine Rarität im modernen Russland sind Lichatschows Worte: „Die Kultur hilft dem Menschen, in sich die Kraft und die Kühnheit zu finden, nach den Gesetzen des Gewissens zu leben. Zur Erziehung des Anstandes in der Gesellschaft braucht es die öffentliche Meinung." Hat Russland heute eine öffentliche Meinung? Wohl kaum. Zumindest geben jene Leute, die sie formieren, unter Anwendung eines breiten Spektrums ideologischer Methoden erfolgreich Nationalismus für Patriotismus aus, Autokratie für Demokratie, das Meinungsdiktat der Medien für einen gesellschaftlichen Pluralismus.



Zwischen Bergen von Papier: Dmitrij Lichatschow in seinem Arbeitszimmer.

Der Schriftsteller Daniil Granin erinnert sich, wie Lichatschow dazu aufrief, sich zu bekennen: „Selbst in scheinbar ausweglosen Situationen – sagen Sie Ihre Meinung. Ich zwinge mich dazu. Damit wenigstens eine Stimme zu hören ist. Damit die Leute wissen, dass irgendwer protestiert, dass sich nicht alle mit den Zuständen abgefunden haben. Jeder Mensch sollte seine Haltung vertreten – wenn nicht öffentlich, so zumindest gegenüber Freunden, der Familie."

Im modernen Russland verliert sich die aktive Position, die Position des Gewissens, verliert sich mit ihren Protagonisten. So wie sich auch das herkömmliche Verständnis von den „Intellektuellen" verliert, ersetzt durch seinen Hochglanz-Antipoden „Elite". Es gibt eine politische, eine Wirtschafts-, eine Parteielite. Doch die intellektuelle Schicht schrumpft, wie auch die Zahl derer, die um ihrer Prinzipien willen Opfer auf sich zu nehmen bereit sind und nur ihrem Gewissen folgen wollen. Jene, die noch zu Sowjetzeiten die Traditionen der russischen Intelligenzija weitergegeben haben, sterben aus. Ungeachtet der ganzen Ideologisierung des sowjetischen Lebens wurden seinerzeit auf erstaunliche Weise die Begriffe „Ehre und Gewissen" gelebt, basierend auf den kulturellen Traditionen und dem klassischen Humanismus' des 19. Jahrhunderts. Lichatschow war, wie auch Sacharow, nicht nur Leitfigur, er war ein geistiger Lehrer, wie ihn das heutige Russland so dringend braucht. Vom Lagerhäftling zum Akademiemitglied geworden, hinterließ er zukünftigen russischen Generationen und der gesamten Menschheit ein einzigartiges Erbe: die Arbeiten „Deklaration der Rechte der Kultur", „Brief über das Gute und Schöne", „Aufzeichnungen über das Russische", „Über die russische Intelligenz" und andere mehr. Er träumte von einem Vaterland der Klugen, Gütigen und Freien, nicht der Satten und Zufriedenen. Felsenfest glaubte er an eine einfache Wahrheit: dass „Hass zerstört und Liebe aufbaut".

Die Schwerelosigkeit des Seins

Juri Gagarin leitete ein neues Zeitalter ein – für ihn endete es nach sieben Jahren

Um sein Leben ranken sich Legenden, aber das ist noch gar nichts im Vergleich zu seinem Tod: Juri Gagarin wurde am 12. April 1961 zwischen Frühstück und Mittagessen zum berühmtesten Menschen des Planeten, als er im Kugelkopf von „Wostok-1" einmal den Erdball umrundete. Fortan reiste der gelernte Handwerker als Inbegriff des Fortschritts durch die Welt, bezauberte Millionen durch seine natürliche Ausstrahlung, stand für eine erfolgreiche Sowjetunion, in der es ein Junge vom Lande zum ersten Kosmonauten bringen kann. Doch am 27. März 1968 wurde sein zerfetzter Körper in einem Waldstück bei Wladimir gefunden. Gagarin, gerade 34 Jahre alt geworden, war am Steuer eines Flugzeugs vom Himmel gefallen. Die Umstände sind bis heute ungeklärt.

Wolf Oschlies, Tino Künzel

Jetzt, in diesem Moment, schiebt auf der Internationalen Raumstation ISS jemand Dienst. Vielleicht war sogar irgendwo zu lesen, wer genau, aber dann hat man es gleich wieder vergessen. Als neulich die Russen erstmals einen Brasilianer ins All geschossen haben, kam das sogar in den russischen Nachrichten erst vorm Sport und Wetter. Die Raumfahrt ist Routine geworden. Keiner zählt mehr mit, wie es beim Zweikampf zwischen Amerika und Russland gerade steht. Und eine breite Koalition von der Hausfrau bis zum Studenten ringt sich höchstens noch den Satz ab: Wir haben hier unten genug Probleme. Pragmatische Zeiten sind das.

Juri Gagarin wurde in eine ganz andere Epoche hineingeboren. In eine Welt der Gegensätze, von Gut und Böse, von Licht und Finsternis, von Heroismus und Verrat. Er ging als Pionier der Raumfahrt in die Geschichte ein und als das Gesicht der Sowjetunion, ein Selbstbild, das sie von sich hatte oder haben wollte. Selbst die Erinnerungen an den Menschen Gagarin sind vielfach gefärbt vom Widerschein des Übermenschen, zu dem er stilisiert wurde. Das macht es nicht leicht, sich ihm unvoreingenommen zu nähern. Aber die Schnittmenge der Zeitdokumente lässt den Schluss zu: Gagarin muss ein grundsympathischer, ein lebensfroher und bodenständiger Zeitgenosse gewesen sein.

Juri Gagarin kommt am 9. März 1934 im Dorf Kluschino, 200 Kilometer westlich von Moskau, zur Welt und wächst in einfachsten Verhältnissen auf. Zimmermann der Vater, Kolchosbäuerin die Mutter – die drei Kinder werden vom Dorfpopen getauft wie eh und je, Kommunismus hin, Sowjetmacht her. Als Juri eingeschult werden soll, bricht 1941 der Krieg aus. Die Deutschen besetzen Kluschino, geraten aber schon bald in die Defensive. Auch in der Luft schlägt die Rote Armee zurück. Kein Junge, der nicht Flieger werden will.

Gagarin wird die Dorfwelt bald zu eng. 1951 beginnt er im Moskauer Gebiet eine Ausbildung zum Gießer, die er 1955 am Industrietechnikum in Saratow fortsetzt. Auch dem örtlichen „Aeroklub" tritt er bei, und als ihn die Armee mustert, kommt für ihn nur die Fliegerei in Frage. Die medizinische Kommission winkt bei seiner Körpergröße von nur 165 Zentimetern zuerst ab, aber Gagarin lässt nicht locker und wird 1957 „Militärflieger Erster Klasse", dient drei Jahre im Jagdflieger-Regiment der Nordmeer- Flotte. Um an die Instrumente heranzureichen, legt er sich ein Spezialkissen unter.

Da ist sein geringer Wuchs plötzlich sogar von Vorteil. Nach den Amerikanern beginnen auch die Russen mit der Suche nach Kandidaten für ihren ersten bemannten Raumflug, nur sehr viel diskreter und nach anderen Prämissen. Während die USA auf gestandene Männer setzen, rekrutiert die sowjetische Luftwaffe junge Piloten unter 30, maximal 70 Kilo schwer, bis 170 Zentimeter groß. Sergej Koroljow, der Vater des sowjetischen Raketenbaus, hat sich lange den Kopf darüber zerbrochen, wer physisch und psychisch geeignet wäre, den Flug im „Scharik" (Kügelchen), der engen „Wostok"-Kapsel, durchzustehen. Zumal damals niemand weiß, wie der Mensch im Kosmos reagieren würde: Fällt er in Ohnmacht? Erleidet er schwerste psychische Folgeschäden? Mark Gallaj, legendäres Flieger-Ass und erster Kosmonauten- Trainer, ist sich sicher: Keine groß gewachsenen „Überflieger" braucht man, sondern kleine, unauffällige Typen, solche, „von denen du in jedem Fliegerregiment ohne Mühe zwanzig auftreibst". Von 3 000 Bewerbern werden 102 zu Tests eingeladen. 20 schaffen es 1960 in die erste Kosmonauten- Trainingsgruppe, darunter Gagarin. Zwölf fliegen in den kommenden Jahren in den Weltraum.

Die Ausbildung muss rasch und intensiv sein, sollen den Russen nicht die Amerikaner zuvorkommen. Nikolaj Kamanin, von 1960 bis 1971 für die Vorbereitung der Kosmonauten zuständig, empfiehlt aus einem engen Kreis von sechs Kandidaten schließlich Gagarin für die „Wostok"-Mission. Der hebt am 12. April 1961 um 9.07 Uhr Moskauer Zeit in Baikonur ab. „Pojechali", los

geht's, verabschiedet er sich in den Orbit. Heute werden zahlreiche Anekdoten über den Flug erzählt, beispielsweise über die drei vorbereiteten Bulletins der Nachrichtenagentur TASS, je nach Ausgang des Unternehmens fein abgestuft: feierlich für den Erfolg, Hilferuf für den Fall einer Notlandung in fremden Territorien, Trauerton für eine etwaige Explosion.

Aber es geht ja alles gut: Gagarin absolviert einen gänzlich automatisierten Sightseeing-Flug. Um menschliches Versagen zu minimieren, hat er lediglich ein Kuvert mit einem Zahlencode dabei. Im Notfall kann er damit auf Handsteuerung umschalten, vorausgesetzt, er ist bei klarem Verstand. Doch die „Wostok" funktioniert klaglos. Nach 108 Minuten ist die Sensation perfekt und Amerika überrumpelt. Der erste Mensch im Weltraum hat wieder festen Boden unter den Füßen. Er landet einige Hundert Kilometer weiter nördlich als erwartet bei der Stadt Engels in der ehemaligen deutschen Wolgarepublik – und separat von seiner Landekapsel, aus der er in sieben Kilometern Höhe mit dem Fallschirm abgesprungen ist. Doch das sagt zu Sowjetzeiten niemand laut, weil es die internationale Anerkennung der Rekorde gefährdet.

Derweil verliest Juri Lewitan, der wegen seiner sonor-theatralischen Stimme für die feierlichsten Anlässe eingesetzte Chefsprecher des Moskauer Rundfunks, die TASS-Nachricht. Dabei kann er sich der Freudentränen nicht erwehren, erzählt er später, genauso wie am 9. Mai 1945, als er den Text von der Kapitulation Deutschlands vortrug.

Gagarin wird mit 27 Jahren quasi über Nacht zum Superstar. Am 1. Mai steht er neben Parteichef Nikita Chruschtschow auf der Ehrentribüne des Lenin-Mausoleums. Allein zwischen dem 25. Mai und dem 7. August bereist er neun Länder auf drei Kontinenten. Gagarin mit der Queen, mit Fidel Castro, mit Gina Lollobrigida. Er wird herumgereicht, auf Händen getragen, erobert mit seinem Jungenlächeln alle Herzen. Die Sowjetunion befördert ihn zum Major und Abgeordneten, verleiht ihm die höchsten Auszeichnungen. Über 7 000 weitere Menschen werden für den Raumflug prämiert. Sogar Gagarins Frau Valentina erhält einen Lenin-Orden, den sie als unverdient empfindet und nie trägt. Zwei Dutzend Städte werden nach Gagarin benannt, Kosmonautenzentren, Betriebe, Schulen, Straßen, auch in der damaligen DDR. Noch heute ließe sich von Aue bis Zwickau ein ganzes Alphabet von ostdeutschen Städten durchbuchstabieren, wo der erste Kosmonaut verewigt ist. In Moskau thront er in Titan hoch über dem weitläufigen Juri- Gagarin- Platz bei der Akademie der Wissenschaften. Noch weiter oben, auf dem Mond nämlich, erstreckt sich der Gagarin-Krater mit 256 Kilometern Durchmesser. Zahlreiche Städte im In- und Ausland führen Gagarin als Ehrenbürger, darunter Saratow, Sofia, Athen.

Der kleine Mann lässt die Ehrungen freundlich über sich ergehen. Und den Witzen aus jenen Tagen nach zu urteilen, macht sich der Volksmund gelegentlich über den Gagarin-Kult lustig, aber nicht über Gagarin selbst. Doch die heile Welt hat ihre Risse. Der umschwärmte Held, so notieren es profunde Quellen gegen den Protest vieler Verehrer, leistet sich Frauengeschichten, spricht gelegentlich auch dem Wodka zu sehr zu. Doch er fängt sich wieder, auch dank Valentina und seiner Töchter Jelena und Galina.

Dafür zeichnen sich andere dunkle Wolken am Horizont ab. 1964 wird Chruschtschow abgelöst, das Verhältnis zu seinem Nachfolger Leonid Breschnew, der Gagarin dessen Popularität geneidet haben soll, bleibt zeitlebens kühl. Gagarin kämpft um Einfluss, wird sogar als Ersatzmann für „Sojus-1" zugelass e n. Angeblich warnt er davor, dass das Projekt technisch nicht ausgereift ist. Dennoch startet „Sojus-1" mit seinem Kollegen Wladimir Komarow an Bord. Der stirbt bei der Landung am 23. April 1967, weil sich der Fallschirm nicht öffnet. Danach wird Gagarin, der von der Mondmission träumt (die später wegen des Erfolgs der Amerikaner abgeblasen wird), auf Anweisung von „oben" von der Liste der Kosmonauten gestrichen: Er ist als Symbolfigur zu wichtig, die Staatsführung will nichts riskieren.

Gagarin besucht die Schukowskij-Militärakademie bei Moskau und setzt gegen alle Widerstände durch, dass er zumindest Flugzeuge testen darf. Es wird ihm bewilligt, allerdings muss – fürs Erste – ein Instrukteur mit an Bord. Am 27. März 1968 bricht Gagarin unter dem Kommando des erfahrenen Piloten Wladimir Serjegin zu einem gewöhnlichen Trainingsflug auf, von dem beide nicht mehr zurückkehren. Um 10.31 Uhr zerschellt ihre MIG-15 nahe der Stadt Kirschatsch im Gebiet Wladimir. Der Flug hatte 30 Minuten dauern sollen, bereits nach zwölf meldete Gagarin, man kehre zur Basis zurück. Kurz darauf brach der Funkkontakt ab.

Was sich in der verbleibenden Minute bis zum Aufprall (so der rekonstruierte zeitliche Hergang) ereignete, wurde nie aufgeklärt. Das gibt bis heute den wildesten Spekulationen Nahrung, und es werden eher mehr als weniger. Unbestritten ist nur, dass das Flugzeug ins Trudeln geriet und steil nach unten raste. Der Versuch, es noch rechtzeitig abzufangen, wäre fast gelungen, wurde jedoch offenbar zu spät eingeleitet. Die Untergrenze der Wolkendecke soll erheblich tiefer gelegen haben, als es den Piloten vorher von den Meteorologen gesagt wurde. Als sie wieder freie Sicht hatten, blieben ihnen nur Bruchteile von Sekunden, sich aus der Gefahr zu manövrieren. Zu wenig.

Eine Regierungskommission mit 200 Experten nahm seinerzeit einen Zusammenstoß an, eventuell mit einer Wettersonde, doch Spuren wurden keine gefunden. 29 Bände Ermittlungsergebnisse wanderten auf Geheiß von Breschnew ins Archiv. Das Volk machte sich seinen eigenen Reim darauf. Gagarin sei ermordet worden, weil er den Herrschenden zu unbequem war, lautete eine Version. Die offizielle Lesart war so, dass Serjegin einen Herzinfarkt erlitt, Gagarin sich aber nicht mit dem Schleudersitz aus dem Cockpit katapultierte, um die Maschine vorm Absturz auf eine nahe gelegene Schule zu bewahren. Nachprüfbar ist das nicht. Andere Thesen reichen von Blitzschlag, Druckabfall in der Kabine und Luftturbulenzen im Heck eines Überschallfliegers bis hin zu Alkoholeinfluss oder Flucht in die Anonymität – im Flugzeug saß ein Doppelgänger. Nicht ausgeschlossen werden kann, dass Gagarin einfach einen Fehler beging und die MIG-15 zu langsam wurde, was sie in den Sturzflug übergehen ließ. Diese Lage zu korrigieren, hatte er zu wenig Erfahrung. Als Serjegin eingriff, waren beide nicht mehr zu retten. Kürzlich hat sich eine Gruppe russischer Wissenschaftler dafür eingesetzt, die Untersuchung wieder aufzunehmen und das tragische Schicksal der Piloten zu enträtseln.

Die Nachricht vom Tode Gagarins schockt die Nation. In einem Pionierlager bei Tscheljabinsk werden die Kinder morgens um vier per Sirene geweckt. Mit dem roten Ehrenbanner ihrer Schule ziehen sie zum ewigen Feuer und zünden sich Fackeln des Gedenkens an. Am 30. März 1968 werden Gagarin und Serjegin mit einem Staatsbegräbnis an der Moskauer Kremlmauer beigesetzt. Eine solche Trauerfeier habe es seit Stalin nicht mehr gegeben, erzählt man sich.

Doch Juri Gagarin strahlt bis heute. Am 12. April feiert Russland den Tag der Raumfahrt. So hat es der Oberste Sowjet 1962 beschlossen, so ist es geblieben.

Kalaschnikows amerikanischer Traum

Der Waffenkonstrukteur will seiner Legende im hohen Alter eine Wende geben

Michail Kalaschnikow, der Erfinder des sowjetischen Sturmgewehrs AK-47, ist der Idealtyp des russischen Vaterlandsverteidigers: Ohne wenn und aber stellte er seine Talente stets in den Dienst von Staat, Partei und Rüstungsindustrie. Dafür wurde er zur Kultfigur – erhielt zweifelhaften Ruhm, unzählige Orden und zum 85. Geburtstag ein Museum. Ihm und seiner Familie reicht dies nun nicht mehr. Mit Hilfe deutscher Marketing-Spezialisten arbeitet Kalaschnikow an einem positiven Image, um aus sowjetischem Ruhm bare Münzen zu machen. Ein heikles Unterfangen, das in seiner Heimat nicht allen gefällt.

Christian Weisflog

Viele Legenden entstehen nicht einfach, sie werden gemacht, weil man sie braucht – von Traumfabriken wie Hollywood, der sowjetischen Staatsmacht oder schlichten PR-Agenturen: Wunschgeschichten, so süß und Herz zerreißend, dass man sie glauben möchte. Das bewegte Leben von Michail Timofejewitsch Kalaschnikow bietet dafür perfekten Stoff – eine Tellerwäschergeschichte, ein amerikanischer Traum sowjetischer Prägung.

Im Zweiten Weltkrieg durch deutsche Waffen schwer verletzt, erkennt der 21-jährige Panzerkommandeur Kalaschnikow die technische Überlegenheit der Wehrmacht. Nach einem Granattreffer macht sich der schwer verwundete Kalaschnikow – von den Kameraden begleitet, die noch gehen konnten – auf ins nächste Dorf, um es nach Feinden auszuspähen. Als sie Sturmgewehrsalven hinter sich vernahmen, eilten sie zurück. Doch zu spät, die Nazis hatten ihre verletzt zurückgebliebenen Mitkämpfer bereits alle samt erschossen. Der Bauernsohn und Volksschulabgänger ist fortan fest entschlossen, ein automatisches Gewehr für die Rote Armee zu entwickeln. Er habe die Waffe nicht gewählt, sondern sie ihn, rechtfertigt Kalaschnikow heute seine Kreation.

Es ist der Beginn einer Erfolgsgeschichte: Während seiner Zeit im Lazarett studiert der Autodidakt die Werke des russischen Waffenkonstrukteurs Fjodorow. Danach tüftelt er in Alma-Ata, Kasachstan, mit Unterstützung von Spezialisten der Roten Armee Jahre lang an seiner Waffe. 1947 entsteht schließlich der Prototyp der „Awtomat Kalaschnikow" (AK). Seine Waffe wird zum Exportschlager der sowjetischen Rüstungsindustrie. Das Kalaschnikow- Rezept: einfach, günstig, robust und selbst in extremen klimatischen Bedingungen zuverlässig. Nicht wenige amerikanische Soldaten sollen in Vietnam ihre M-16 gegen eine von den Guerilla-Kämpfern eroberte Kalaschnikow eingetauscht haben. Als Kalaschnikow nach dem Ende der Sowjetunion die USA besuchte, dankten ihm ehemalige Vietnamkämpfer gar, da seine Waffe ihnen das Leben gerettet hätte.

Der Autodidakt Kalaschnikow steigt zum obersten Konstrukteur für Kleinwaffen in der UdSSR auf. Er wird mit Auszeichnungen überschüttet, zum legendären Vorzeigepatrioten erklärt, ein Sitz im Obersten Sowjet ist ihm gewiss. Der Ruhm hat aber auch seine Schattenseiten: Das Geld mit seinem großen Namen verdienen andere – der Staat, die Rüstungsindustrie oder sensationshungrige Journalisten. Im Westen gilt Kalaschnikow nicht als Vaterlandsverteidiger, sondern vorab als Konstrukteur eines erschwinglichen Mordinstruments für Guerilleros und Terroristen, an dessen Händen das Blut unschuldiger Menschen klebt.

Lange Zeit schien Kalaschnikow sich um die Kehrseite der Medaille nicht zu sorgen. Anerkennung durch Staat und Gesellschaft war dem überzeugten Patrioten wichtiger als Geld. Er sei zufrieden und schlafe ruhig, erklärte der passionierte Jäger und Fischer gegenüber den Medien. Dass seine Waffe in falsche Hände gerate, dafür trage er keine Schuld. Nun aber, in hohem Alter, will der 86-Jährige seiner Legende trotzdem eine wundersame Wende geben und dies ausgerechnet mit deutscher Hilfe. Bereits 1999 gründete Kalaschnikow zusammen mit seinem Enkel Igor Krasnowskij und seiner Tochter Jelena ein Unternehmen, um seinen weltweit bekannten Namen zu vermarkten. Seit 2001 ist Kalaschnikow und seine Familie mit einem Drittel an der in Solingen ansässigen Firma Marken Marketing International (MMI) beteiligt, die den Namen Kalaschnikow an Hersteller von Produkten verkaufen soll, die nichts mit Waffen zu tun haben: Uhren, Taschenmesser, Kleider, Fahrräder, Snowboards oder Golfbälle – macht Schwerter zu Pflugscharen, lautet die Vision von MMI.

Ist aus dem Waffenkonstrukteur und General-Leutnant der Roten Armee, der seine Talente bedingungslos in den Dienst eines totalitären Regimes stellte, tatsächlich ein Anwalt für Frieden und Menschenrechte geworden? Reiht sich Kalaschnikow in die Reihe der Atomphysiker Albert Einstein und Andrej Sacharow ein, die ihren als Nuklearwaffenforscher eroberten Ruhm später nutzten, um ihre gewichtige Stimme für den Frieden einzusetzen? Oder handelt es sich um einen weiteren russischen Etikettenschwindel , bloß eine weitere Legende?

Jeden Tag arbeitet Michail Kalaschnikow, der inzwischen 90 Jahre alt ist, noch

Im Einsatz oder auf der Übungsfeld? Kalaschnikows gehören heute zu der Ausrüstung der russischen Armee und sind auch international gefragt.

Eine Ehren-Medaille von Russlavbank zum 60-jährigen Jubiläum von Kalaschnikow.

als ehrenamtlicher Oberkonstrukteur im Rüstungskombinat in Ischewsk, einer Stadt mit 700 000 Einwohnern am Westfuß des Urals. Sein untrüglicher Sinn dafür, ob ein Gewehr gut in der Hand liegt oder nicht, ist bis heute gefragt. Die Waffen, die Kalaschnikows Segen erhielten, hätten sich stets gut verkauft, wissen gut informierte Leute. Als Berater respektive als lebende Attraktion und Kundenfänger des russischen Rüstungsexporteurs „Rosoboronexport“ ist Kalaschnikow seit 1995 rund um die Welt auf Waffen-Messen unterwegs.

Auch das Ende 2004 zu seinem 85. Geburtstag in Ischewsk eröffnete Kalaschnikow- Museum bricht nicht mit der sowjetischen Waffenromantik. Der moderne Glas-Bau war eine Idee der Stadtregierung, denn Kalaschnikows Name ist praktisch der einzige, mit dem sich die Hauptstadt Udmurtiens schmücken kann. Im Museum sollen aber nicht die Waffen im Vordergrund stehen, sondern die Person und das Leben Kalaschnikows im Dienste der patriotischen Erziehung der Jugend, erklärt Olga Schatrowa, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kalaschnikow- Museum. Die Schüler sollen sich hier ein Vorbild an Kalaschnikow nehmen, der für Werte wie Arbeitseifer, Streben nach Vollkommenheit und Heimatliebe stehe.

Das Herzstück des Museums bildet ein großer runder Kuppelsaal, der an einen Dom erinnert. Keine Fresken zieren die Wände, sondern Projektionen zur Geschichte der technischen Erfindungen, der Waffenentwicklung und des russischen Volkes. In hellen Vitrinen sind die Gewehre ausgestellt, die seit 1810 in Ischewsk produziert und in den verschiedenen Kriegen eingesetzt wurden. Auch die „Kalaschnikow“ ist zu sehen – in sanften Stoff gebetet und golden gerahmt. Den Zweiten Weltkrieg gewann die Rote Armee allerdings ohne AK-47 – 14 Millionen Soldaten, mit einfachen Karabinern ausgerüstet, mussten mit ihrem Leben für den Sieg teuer bezahlen.

In den angrenzenden Räumen führt der Weg durch Kalaschnikows Werdegang, von der Nähmaschine seiner Mutter über sein Tagebuch bis zu seinem Zeichnungstisch. „Kalaschnikow ist ein sehr sensibler, lyrischer Mensch, er hätte auch Schriftsteller werden können“, meint Schatrowa . Auf Flachbildschirmen erzählt der Konstrukteur mit zittriger Greisenstimme Anekdoten aus seinem Leben. Auf Touchscreens erhält der Besucher detaillierte Informationen zur AK-47. Wer will, kann im Museums-Keller computeranimierte Schießübungen absolvieren, zum Beispiel ein Büro „säubern“ oder – für Kinder gedacht – auf fliegende Drachen und Frösche ballern.

Auch die Kalaschnikow-Stiftung, die von Tochter Jelena geleitet wird, hat ihre Räumlichkeiten im Museum. Einen Teil der Erlöse aus dem Verkauf der Kalaschnikow- Produkte soll in Zukunft der Stiftung zugute kommen. Sie unterstützt unter anderem Veteranen, aber auch talentierte Studenten des Ischewsker Technikums – die Zukunft der heimischen Waffenindustrie. Das Unternehmen Kalaschnikow, dem Enkel Igor als Direktor vorsteht, verkauft die Namensrechte zudem nicht nur über MMI, sondern hat auch eine Kooperation mit der französischen Firma Cybergun, die Kalaschnikow-Plagiate als Kriegsspielzeug herstellt.

Solch zweischneidiges Geschäftsverhalten gefällt Martin Hammer von einer Schweizer Lizenznehmerin nicht, die Uhren unter der Marke Kalaschnikow verkauft: „Das ist nicht förderlich“, sagt er. Es sei nicht immer einfach, mit den Russen Geschäfte zu machen. Einerseits seien die Ansprüche hoch, andererseits verstünden sie nicht, was alles dahinter stehe, erklärt Hammer. Trotzdem ist er zufrieden, die erste limitierte Serie von 1 000 Uhren wurde in kurzer Zeit verkauft, die zweite Serie mit verschiedenen Modellen ist lanciert. Noch ist das Zielpublikum eng gesteckt, vor allem Leute aus Militärkreisen oder Sicherheitsdiensten kaufen die Uhr als Liebhaberobjekt. Doch Hammer ist fest überzeugt, dass die Marke Kalaschnikow auch ein breiteres Publikum ansprechen kann: „Russland wird in letzter Zeit immer positiver gesehen, das Kalaschnikow-Logo ist sehr gut. Wenn die Leute die tragische Geschichte von Kalaschnikow hören, der kein Geld mit seiner Erfindung verdiente, denken sie um.“

Das Neue im Alten

Russische Ferienlager sind eine eigene Welt

Drei Monate Sommerferien sind eine lange Zeit. Russische Schulkinder verbringen ein paar Wochen davon gern bei Oma und Opa auf dem Lande, fahren vielleicht auch noch mit den Eltern in den Urlaub. Und wenn dann immer noch Luft bleibt, geht es bestimmt ins Ferienlager. Das ist eine eigene Welt, wie sie der Westen nicht kennt. Die Sowjetunion ist ihr weiterhin anzusehen – aber auch, dass es sie nicht mehr gibt.

Tino Künzel, Christian Weisflog

Jetzt bloß nicht lachen, denkt sich Lena, sonst nimmt dich diese Bande doch überhaupt nicht ernst. Wieder einmal ist es spät geworden, lange nach Mitternacht, und ihre Gören wollen partout keine Ruhe geben. Ein Kind ins Bett zu bringen, ist manchmal schon Herausforderung genug, aber sie hat 26! Jungen und Mädchen im Alter von 15 und 16 Jahren, die gerade dann so richtig munter werden, wenn um elf Uhr abends die Lichter ausgehen sollen. Lena, die Pädagogikstudentin, kümmert sich in einem Ferienlager bei Ufa um eine von sieben Gruppen, zusammen mit Artjom, ihrem Kommilitonen. Von den Betreuern wird erwartet, dass sie der Nachtruhe Geltung verschaffen, und auch ihr bisschen Freizeit hängt davon ab, wie schnell ihnen das gelingt. Also macht Lena einen Rundgang nach dem anderen, fährt mal aus der Haut, möchte ein andermal am liebsten mitkichern, denn im Grunde weiß sie, dass es ein Naturgesetz ist: Auf den Frühsport um acht können diese Teenager gern verzichten, darauf, bis in die Puppen zu quatschen, nicht.

Lena ist so etwas wie der Prototyp des russischen Gruppenleiters. Mit ihren 19 Jahren selbst noch ein halbes Kind, das plötzlich in die Rolle eines Erwachsenen schlüpfen muss, experimentiert sie mit Kumpelhaftigkeit und Strenge, um sich Respekt zu verschaffen, möchte alles richtig machen und ist dabei immer ein wenig gehetzt und übernächtigt. Sich mit den einzelnen Charakteren ihrer Gruppe abzugeben, hat sie keine Zeit, denn es kostet ihre ganze Kraft, überhaupt die Kontrolle über so viele Kinder zu behalten. Zudem wollen die aufwändigen Kulturprogramme vorbereitet werden, die jeden Abend unter einem anderen Motto stehen und erstaunliche Talente zu Tage fördern. Lena denkt sich Bühnenstücke aus, schreibt Texte, malt Plakate, schminkt, frisiert, kostümiert. Dass sie als Kind selbst oft genug im Ferienlager war, liefert ihr so manche Anregung.

Den Knochenjob absolvieren die Studenten als Praktikum. Am Ende der dreiwöchigen Belegung erhalten sie ein Zeugnis. Sie stehen also unter Beobachtung – und verhalten sich entsprechend. Die Spielregeln werden nicht in Frage gestellt, sondern höchstens kreativ ausgelegt. Bei den Veranstaltungen wetteifern die jungen Leute darum, ihre Gruppen als besonders enthusiastisch vorzuführen und zu Begeisterungsstürmen zu animieren, wenn die Rabauken nur gelangweilt dasitzen. Sonderliche Freiheiten nehmen sich die Betreuer nicht, es sei denn, sie sitzen nachts beim Bier irgendwo zusammen, aber – psst – bitte nicht an die große Glocke hängen, wer weiß, ob es der Lagerleitung gefällt.

> Sonderliche Freiheiten nehmen sich die Betreuer nicht

Die Lagerleitung ist der entscheidende Unterschied zwischen russischen Ferienlagern, die sich ansonsten in vielem gleichen. Zur Standardausstattung gehören: ein umzäuntes Territorium, das selten bis nie verlassen wird, spartanische Behausungen mit meist großen Räumen und wenig Privatsphäre, Appellplatz, Lagerfeuerstelle, Fußball- und Volleyballfeld, Diskothek und Bühne sowie eine Kantine, wo fünf Mahlzeiten am Tag serviert werden (und die Kinder meist die Hälfte stehen lassen). Vor- und nachmittags werden oft diverse Wettbewerbe veranstaltet, unterbrochen von zwei Stunden Mittagsruhe, der unpopulärsten Tageszeit, die irgendwie rumgebracht wird. Nur wenn eine „Kommission“ im Anmarsch ist, müssen die Kinder tatsächlich den Anschein erwecken, sie schliefen.

Organisationen, die in Deutschland kollektive Ferienaktivitäten anbieten, versuchen das „böse“ Wort Lager mit seiner unseligen Vergangenheit unter allen Umständen zu vermeiden. Das hat zu der kuriosen Begriffsschöpfung „Ferienfreizeit“ geführt. In Russland ist man weniger radikal, was Traditionen aus der sozialistischen Ära anbetrifft, sie steckt den einstigen Pionierlagern nach wie vor in den Gliedern. Damals waren sie eine spielerische Form der vormilitärischen Ausbildung, bei der die Kinder daran gewöhnt wurden, auch in den Ferien „immer bereit“ zu sein, in Reih und Glied anzutreten, sich unterzuordnen, Disziplin zu halten. Dieser halstuchgeschwängerte Erziehungsauftrag ist so natürlich heute obsolet, aber eine sehr pädagogische Note haftet den Ferienlagern nach wie vor an. In Artek, der ehemals berühmtesten „Pionierrepublik“ auf der Krim, sind auch die Uniformen beibehalten worden, nur dass sie heute schicker aussehen. Gruppentauglich sollten die Kinder auf jeden Fall sein, aber daran scheitert es in Russland eher selten. Und es schadet ja nichts, ein wenig Selbstständigkeit zu lernen, weit weg von Mama, Papa und Fernseher. Dafür können die Kleinen und Größeren allerhand erleben. Die Glücklichsten erleben sogar die erste Liebe, manchmal gefolgt von der ersten Trennung.

Langsam wachsen auch die Ansprüche, zumal die Lager schon lange nicht mehr nahezu kostenlos sind. Teilweise hat sich in ihnen fast gar nichts getan, teilweise ist der Standard durchaus bemerkenswert, wie im Ferienlager „Sokoljonok“ des Moskauer Bauunternehmens „Mospromstroj“ rund 50 Kilometer südlich der Hauptstadt. Hier hat Bürgermeister Jurij Luschkow seine Hand drauf und folglich ist auch Geld vorhanden. Der Stolz der ringsum von dichtem Wald umschlossenen 14-Hektar-Anlage ist das gedeckte Schwimmbad. „So eines gibt es sonst nirgends“, meint die leitende Pädagogin Ira Jermotschenkowa. Die 42-jährige Mathematiklehrerin kam einst als Praktikantin ins „Sokoljonok“, wo sie den Praktikanten Viktor kennen lernte, sich

verliebte, ihn heiratete und heute mit ihm zusammen das Lagerprogramm gestaltet.

„Konnte man früher den kleinen Finger in die Luft halten, muss man heute einen Kopfstand machen“, um die Kinder zu begeistern, sagt Viktor. Gemeinsam mit ihren Helfern hält das Ehepaar Jermotschenkow einen Sommer lang in dreiwöchigen Schichten jeweils rund 300 Kinder im Alter zwischen sieben und 15 Jahren bei Laune. Ihr Zaubermittel heißt Wettbewerb: Im „Sokoljonok“ werden die Lagerteilnehmer von Anfang an in zwei „Schiffsmannschaften“ aufgeteilt, die während drei Wochen praktisch im Dauerwettkampf stehen, wobei es in unzähligen Disziplinen tagtäglich die begehrten Diplome mit goldenen Lettern zu gewinnen gibt. Auch ungewöhnliche Talente und Eigenschaften werden ausgezeichnet: Etwa derjenige mit den längsten Wimpern, der beste Känguru-Hüpfer oder der Meister im Bettüberziehen.

„Es gibt keine untalentierten Kinder, man muss die Rosine nur finden“, erklärt Ira. Und im Gegensatz zu früher könnten sie das machen, was die Kinder interessiert, fügt die Pädagogin an. So hat im „Sokoljonok“ zum Beispiel jede dreiwöchige „Schicht“ ihren eigenen Schwerpunkt: unter anderem Sport, Ökologie oder auch Patriotismus. Trotzdem haben auch im „Sokoljonok“ einige Sowjetrelikte festen Bestand: Neben dem unliebsamen Morgenturnen werden jeden Tag nach dem Frühstück feierlich die Fahnen gehisst und abends wieder abgezogen. Diese besondere Ehre kommt nur dem zu, wer an gegebenem Tag Geburtstag feiert oder sich in Wettkampfspielen mit besonderen Leistungen hervorgetan hat. Die Kinder wählen zudem aus ihren Reihen einen „Sowet Lagera“ (Lagerrat), der bestimmte Organisations- und Aufsichtsfunktionen zu übernehmen hat. Unter anderem prüft er auch die Sauberkeit in den Toiletten und Unterkünften. Auch für Reinlichkeit werden natürlich Diplome vergeben.

Altes und Neues hin oder her, den Kindern gefällt es im „Sokoljonok“. Der 14-jährige Dima kommt bereits seit fünf Jahren hierher. Seine Mutter arbeitet bei „Mospromstroj“, dessen Gewerkschaft die Kosten für den Lageraufenthalt zu 90 Prozent übernimmt. Auswärtige müssen für drei Wochen hingegen den vollen Preis von 13 500 Rubel bezahlen. In diesem Sommer verbringt Dima nun schon die dritte „Schicht“ im „Sokoljonok“ und er will auch noch eine vierte bleiben. Zwischendurch war er drei Wochen in einem anderen Ferienlager am Meer, wo es ihm aber nicht so gut gefiel: „Das Essen war schlecht und die Kinder ruhten nur aus“, so Dima, der von einer Schauspielkarriere träumt. Die neunjährige Ira ist zum ersten Mal ins Lager gefahren, will aber nächstes Jahr wieder kommen. Das Essen sei besser als zu Hause und die Ferien spannender als bei Großmutter auf dem Lande.

Auch die Mathematiklehrerin Ira freut sich bereits wieder auf das nächste Jahr: „Das Lager ist ein Stück Heimat für mich.“

Nr. 15 (190) AUGUST 2006

Hierher kommt man immer wieder!

Moskau zieht mehr und mehr Touristen an

Elena Solominski

Ausländische Fluggesellschaften haben die Zahl ihrer Flüge nach Moskau in den vergangenen Jahren kontinuierlich erhöht. Und die Nachfrage wächst weiter. Im Jahre 2002 waren es 2,25 Millionen ausländische Gäste, die Moskau besuchten, 2006 bereits 3,73 Millionen*. Davon kamen die meisten aus Deutschland, nämlich 263 198. Internationale Messen, wirtschaftliche Kontakte oder Kulturreisen – viele Wege führen nach Moskau. Der Tourismus boomt auch hier!

In Moskau erübrigt sich die Frage: „Was tun in dieser riesigen Stadt?“

Im Winter können Sie sich von dem Schnee bezaubern lassen, der auf den Roten Platz fällt, im Frühling einen Spaziergang durch die Allee der Verliebten im Ne-skutschnyj Sad unternehmen, im Sommer mit einer Yacht über die Moskwa gleiten, im Herbst die berühmten „Podmoskownyje Wetschera“ mit Freunden in einem von Hunderten Moskauer Karaoke-Clubs anstimmen. Das kulturelle und historische Potenzial dieser Megapolis sucht seinesgleichen und lässt jeden Touristen, jeden Einwohner unwillkürlich fragen: „Wie soll ich das bloß alles schaffen?“

In Moskau gibt es mehr als 50 staatliche Museen. Einzigartig sind die Schätze der Kreml-Museen, der Rüstkammer. Das Puschkin-Museum für bildende Künste hat eine neue Sammlung westeuropäischer Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts eröffnet. Auch die moderne Kunst findet immer mehr Anhänger: 2007 hat das nicht nur die 2. Moskauer Kunst-Biennale gezeigt, die im 27. Stock des Föderations-Turms in „Moskwa-City“ stattfand, sondern auch die Eröffnung zweier privater Museen der Gegenwartskunst (erstmals in Russland seit 1917) sowie einer ganzen Reihe von Galerien. Auf reges Interesse bei ausländischen Besuchern stoßen die jährliche Moskauer „Fine Art Fair“, die internationale „Art Moskwa“, die internationalen Festspiele der Bühnen- und Musikkunst „Goldene Maske“, die von Sinfonieorchestern aus aller Welt und das Osterfestival im Frühjahr, welche jedes Jahr im Mai und Juni stattfinden. Erstmals veranstaltet wurde im Mai die Moskauer Museumsnacht.

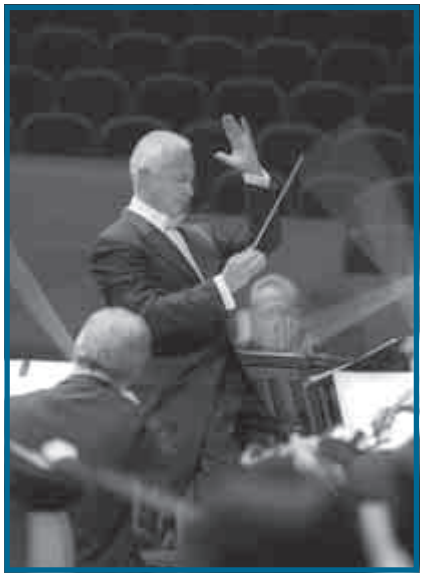
Ungeachtet der Rekonstruktion des Bolschoi-Theaters, die 2010 beendet sein wird, sind allabendlich auf dessen Neuer Bühne die besten Ballett- und Opern-Vorstellungen zu sehen. Eine Zierde des Kulturlebens der Hauptstadt ist das wiedereröffnete Musiktheater von Stanislawskij und Nemirowitsch-Dantschenko. An einem einzigen Abend können in Moskau an verschiedenen Orten Placido Domingo, der Geiger Maxim Wengerow, der Gitarrist Paco de Lucia und das Orchester unter der Leitung des Dirigenten Wladimir Spiwakow sowie andere Stars des musikalischen Olymps dieser Welt Konzerte geben.

Liebhaber der Historie dürfte das Geschichtsprojekt „Kranz russischer Gutshöfe“ interessieren, das es Gästen ermöglicht, architektonische Ensembles und Parkanlagen der Gutshöfe von Zaren und Grafen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert zu besichtigen. Russische Volkslieder, romantische Klavierabende in altertümlicher Umgebung oder eine winterliche Fahrt im russischen Schlitten machen jeden Moskau-Besuch zu einem Erlebnis. Unvergessliche Eindrücke nehmen Touristen auch aus den Kaufhäusern GUM und ZUM mit nach Hause sowie aus den Modeboutiquen zum Beispiel an der Twerskaja-Straße oder in der Tretjakow-Passage, wo eine solche Auswahl an Markennamen von Weltruf zu finden ist, als hätten sich Mailand, Paris und New York in Moskau vereinigt.

Hotel „Ritz-Carlton“: Luxus mit Blick auf den Kreml-Platz.

Im Jahre 2077 hat das elegante „Ritz-Carlton“ seine Tore für die ersten Gäste geöffnet,

Heiße Nächte der Moskauer Clubszene



Dirigenten Wladimir Spiwakow probt im Internationalen Haus der Musik

die aus den Fenstern ihrer Zimmer den Blick zum Roten Platz genießen können. Gegenüber wird am Hotel „Moskwa" gebaut. Großer Beliebtheit bei den Touristen aus Europa erfreuen sich die Hotels „National", „Metropol" sowie die Häuser von Hotelketten wie Hyatt, Marriott und Swiss-otel. Bis zum Jahre 2010 will Moskau die Zahl der verfügbaren Hotels verdoppeln und dabei das Angebot an Mittelklasse-Hotels, an Fitness- und Sporthotels, Campingplätzen für Jugendliche und Hotels für ältere Leute erweitern.

Mehr als 70 touristische Routen in Moskau und Umgebung erfüllen auch die anspruchsvollsten Wünsche. Moskau lässt sich auf diese Weise aus dem Busfenster entdecken, aber auch vom Fahrrad oder Motorrad aus.

Ein besonderes Vergnügen ist Moskau für Gourmets: Die Restaurants und Cafés der Hauptstadt führen Gerichte von mehr als 50 Landes- und regionalen Küchen auf ihren Speisekarten. Die Moskauer Gastfreundschaft zeigt sich dabei nicht nur bei der Qualität des Essens, sondern widmet auch dem Stil der Inneneinrichtung große Aufmerksamkeit. Das Frühstück im Loft auf der 25. Etage, das Mittagessen in Räumlichkeiten, die dem Stil von Louis XV. nachempfunden wurden, das Abendessen bei Kerzenlicht wie zum Beispiel im Hause von Alexander Puschkin, des russischen Dichters aus dem 19. Jahrhundert – das ist

Opulenz ohne Grenzen Restaurant Turandot

die Lebensart des Moskau von heute. Bei Einbruch der Dämmerung geht das Licht in Hunderten von Clubs und Diskotheken an: Bühne für die populärsten DJs der Welt, Jazz-Konzerte, Underground-Filme oder Lieder zur Gitarre – jeder Abend bringt neue Bekanntschaften und interessante Unterhaltungen mit sich. Und wenn Sie Ihr touristisches Programm richtig gewählt haben, dann seien Sie darauf gefasst, dass sich schon nach wenigen Tagen das Gefühl einstellt, Sie hätten nicht nur eine Stadt erkundet, sondern mehr über die Welt erfahren. Und Sie werden den Wunsch haben, unbedingt wiederzukommen.

Москва – Düsseldorf
15 Jahre erfolgreiche Partnerschaft
Senderausgabe der MDZ, 2007

Zu Besuch im russischen Öldorado

Die Petrodollars katapultieren Tjumen in die Moderne, angekommen ist es noch nicht

Russland ist das größte Land der Welt, und trotzdem dreht sich alles nur um Moskau. In dieser MDZ-Serie sollen daher einmal die Regionen im Mittelpunkt stehen. Dieses Mal steht Tjumen im Blickpunkt, das Mekka des russischen Öl- und Gasgeschäfts.

Maike Lindner

Wenn der Zug mit einem Quietschen zum Stehen kommt, fällt der Blick des Ankommenden auf ein neues, modernes Bahnhofsgebäude aus Stahl und Glas. So also möchte sich Tjumen, die Hauptstadt der gleichnamigen Oblast, seinen Gästen präsentieren. Als eine moderne, wohlhabende Stadt, die ihre Besucher offen empfängt. Noch vor einem Jahr ließ ein grauer Betonklotz manch einen erschauern, der in der ersten größeren Stadt hinter dem Ural eintraf. Darauf, dass sich Tjumen in den vergangenen Jahren von der „Hauptstadt der Dörfer" zu einer fortschrittlichen Stadt gemausert hat, in der an jeder Ecke gebaut und restauriert wird, sind seine Bewohner stolz: Parks, Springbrunnen und Jahrmarktattraktionen im Sommer, Eisskulpturen und –rutschen sowie in allen erdenklichen Farben blinkende Neujahrsdekorationen im langen Winter. Hier weiß man sich scheinbar zu amüsieren.

Auf den ersten Blick machen die flanierenden Menschen einen zufriedenen Eindruck. Im wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Zentrum der Oblast gibt es jede Menge Arbeit, das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen der Region liegt mit 11 300 Rubeln (rund 330 Euro) deutlich über dem gesamtrussischen (7 713 Rubel). Dank der rasanten Entwicklung in allen Lebensbereichen atmet die Stadt spürbar Zuversicht und positive Energie. Die parallel zueinander verlaufenden Hauptverkehrsadern im Stadtzentrum führen den Wandel vor Augen: Während an der Uliza Lenina 120-jährige Gebäude aus Holz und Stein noch das alte Tjumen heraufzubeschwören versuchen, reihen sich entlang der Straße der Republik die neuen Paläste der Ölkonzerne aneinander wie Perlen auf einer Schnur. Letztere werden in den kommenden Jahren auch noch die letzten alten Holzsiedlungen im Zentrum verdrängen. Nur einzelne, repräsentative Holzhäuser sollen erhalten bleiben. Die niedrigen, windschiefen, zum Teil bis über die Fenster des Erdgeschosses in den weichen Lehmboden eingesunkenen Hütten, stehen teuren Neubauten im Wege. So kommt es hin und wieder zu unerwarteten Bränden, deren Ursache auch die beste Miliz oder Versicherung nicht herausfinden können will.

Die Glasbauten der Ölunternehmen blenden in ihrem Prunk den vorbeieilenden Passanten, ganz als wollten sie deutlich machen, wem er Arbeit und Lächeln verdankt. Das Schwarze Gold wurde in der Tjumener Oblast 1964 entdeckt. Heute werden 65 Prozent des russischen Öls und 92 Prozent des Erdgases in der Tjumener Region abgebaut. Zwei Prozent der russischen Bevölkerung erwirtschaften hier rund ein Zehntel des Bruttoinlandprodukts. Und obwohl sich die reichen Ölund Gasvorkommen überwiegend im Norden, in den beiden autonomen Bezirken Chanty-Mansijskij und Jamalo-Nenezkij, befinden, ist Tjumen heute das wirtschaftliche Zentrum des russischen Ölbusiness'. Fast jedes international bedeutende Unternehmen hat heute an der Perlenkette seine Dependance eröffnet. Nur die pompöse Vertretung von Jamal-Nenezkij oder die benachbarte Villa des Gouverneurs überstrahlen diese noch. Eine geschwungene Fassade überwölbt den breiten Treppenaufgang, getönte Fensterscheiben und ein hoher Eisenzaun wehren neugierige Blicke ab. Hier wird der Wahnsinn dieses Geschäfts sichtbar, ermöglicht durch den hohen Preis begrenzter Ressourcen. Dank des Erdölsegens hat die sibirische Stadt scheinbar einen Sprung nach Westen gemacht und die geografische Isolation überwunden, die in den vergangenen Jahrhunderten alle Herrscher Russlands dazu bewegte, Andersdenkende und Kritiker des Regimes hierher zu verbannen.

Auf den zweiten Blick scheint die Distanz zwischen der Tjumener Region und Europa jedoch auch heute sehr groß. Noch kurven Busse durch die Stadt, die ihre stinkende Abgase vor über zwanzig Jahren in Hamburg, Wuppertal oder Stuttgart in die Luft bliesen. „Schwarzfahren – 60 Mark" steht über den Windschutzscheiben. Verglichen mit den alten sowjetischen Blechschachteln sind die ausgedienten Busse allerdings ein gewisser Fortschritt. Die Konduktorinnen sind allerdings nicht weniger mürrisch als im übrigen Russland.

Auch das kulturelle Leben nimmt neue Strömungen mit Verspätung auf. Modetrends erleben hier ihren zweiten Frühling. Und die Anwendung neuer wissenschaftlicher Methoden und Theorien setzt sich ebenfalls nur schwer durch. Dies fällt besonders ausländischen Lehrern und Studenten auf, wenn sie mit den ihnen vertrauten

Arbeitsweisen bei vielen Tjumener Studenten auf Unverständnis stoßen. Einerseits geben die jungen Lehrkräfte das weiter, was sie ihrerseits bei Dozenten der alten sowjetischen Schule gelernt haben. Andererseits wird in weiten Teilen des Bildungssystems keinen Wert auf selbständiges Denken der Studenten gelegt. „In materieller Hinsicht war Tjumen schon immer eine der am besten entwickelten Regionen. In Kulturfragen ist das allerdings anders, obwohl das Internet die Informationslage verbessert hat", meint Nadeschda, die sich mit 22 Jahren schon Managerin nennen darf.

Trotz allgemeiner Zuversicht sind auch kritische Töne zu vernehmen: „Ja, die Menschen hier leben heute besser als vor 15 Jahren. Aber die Kluft zwischen arm und reich ist dadurch nicht nur größer, sie ist auch sichtbarer geworden", sagt Tamara Lapschina, die in einer kleinen Stadt im Norden Tjumens als Schuhverkäuferin arbeitet. „Die Menschen sind nicht glücklicher und zufriedener als früher, denn das Sozialwesen ist noch immer unterentwickelt, die Löhne und auch die Renten sind zu niedrig." Die Meinungen über die Zukunft der Region sind gespalten: „Ich denke, Tjumen hat alle Möglichkeiten zu einer positiven Entwicklung. Zunächst natürlich wirtschaftliche, besonders durch die zunehmenden Investitionen aus dem Ausland. Und Business sollte immer auch soziale Verantwortung tragen, die Situation der Bürger verbessern und zur Stärkung der Zivilgesellschaft beitragen", so Viktoria, Studentin an der Staatlichen Universität Tjumen. Ihr Kommilitone Roman sieht das allerdings vollkommen anders: „Tjumen wird sich nicht zum Positiven hin verändern. Jedenfalls nicht in den nächsten 50 Jahren. Erst wenn das Öl versiegt, werden sich die Menschen hier Gedanken machen, wie es weitergehen kann."

Die Region Tjumen ist jedoch mehr als der Hauptöllieferant Russlands. Die größte Oblast der Russischen Föderation ist dreieinhalb mal so groß wie Deutschland und erstreckt sich entlang des Urals vom Nordmeer bis zur kasachischen Steppe. Die großen, fischreichen Flüsse Irtysch und Ob schlängeln sich hier durch endlose Nadelwälder und Tundra. Bäre, Rehe, Elche und Auerhähne fühlen sich in der seenreichen Landschaft zuhause.

Hier beginnt das geheimnisvolle, wilde Land im Osten, das als Ort der Verbannung traurige Berühmtheit erlangte. „Weiter als Sibirien geht nicht", lautete die Devise der russischen Herrscher, die ihre politischen

Der Boulevard Zentrum Tjumens

Gegner auf die andere Seite des Urals verschickten. Die Deportierten aus dem Westen trugen maßgeblich zur Entwicklung des wilden Ostens bei. Aber nicht nur die aufklärerischen Dekabristen, deren Revolution im Dezember 1825 scheiterte, machten die Stadt Tobolsk, etwa 200 Kilometer nördlich von Tjumen, im 18. und 19. Jahrhundert zum Zentrum von Verwaltung, Wissenschaften, Kultur und Glauben in Sibirien. Einer der bekanntesten Söhne der Stadt ist der Chemiker Mendelejew, der Erfinder des Periodensystems.

In Pokrowskoje, einem kleinen Dorf zwischen Tjumen und Tobolsk, hat vor hundert Jahren der Wunderheiler und Berater des letzten russischen Zaren, Rasputin, gewirkt. Hier hat ihn die Zarenfamilie besucht und von der kleinen Poststation auf der anderen Straßenseite aus sendete der Mediziner kurz vor dem Ersten Weltkrieg seine Telegramme an Nikolaj II., in denen er vor einem Krieg gegen Deutschland warnte. Er prophezeite dabei die nachfolgenden Unruhen und großes Unglück für Russland.

1919 soll im Zuge des Bürgerkrieges von der Weißen Garde ein großer Teil des kaiserlichen Goldschatzes in der Region versteckt worden sein, der nun schon seit vielen Jahren sogar vom Geheimdienst gesucht wird. Und im Ingalischen Tal entdeckten Archäologen Überreste einer Siedlung aus der Bronzezeit, Hünengräber aus der Eisenzeit und wertvolle Gold- und Silberwaren, Edelsteine und Schmuckstücke aus den Werkstätten Ägyptens, die darauf hinweisen, dass die Stämme, die damals in dem Gebiet lebten, im Austausch standen mit der alten Hochkultur am Nil.

Auf diesen historischen Reichtum, die Mythen und Sagen und die landschaftliche Vielfalt greifen die staatlichen Behörden zurück: Neben Investorengewinnung und Pflege bestehender wirtschaftlicher Partnerschaften hat sich das Department für strategische Entwicklung nun die Entwicklung des Tourismus auf die Fahnen geschrieben. Tobolsk ist schon heute Ziel ausländischer Touristen und die Infrastruktur wird allmählich den Bedürfnissen der Gäste angepasst. Das Wohnhaus Rasputins und ganz Pokrowskoje, heute noch ein verschlafenes Nest, soll zur Pilgerstätte westlicher Besucher werden, die man in Scharen erwartet. Auch in den Ausbau des Jagd- und Angeltourismus werden große Hoffnungen gesetzt. Um diesen „kundenfreundlicher" zu gestalten, haben die Behörden bereits größere Summen in fünf „Jagdlager" und technische Geräte wie Schnee- und Sumpffahrzeuge investiert. Außerdem sollen verschiedene Arten des Ökotourismus entwickelt werden, etwa Floßtouren mit mehrtägigen Wanderungen durch die verschiedenen Naturzonen im Süden des Landes.

Grosnyj auf den ersten Blick

Reisebericht aus einer Stadt, die es wieder gibt

Kadyrow, der Statthalter Moskaus. Blutig erstickte Unabhängigkeitsbestrebungen. Herrschaftsmethoden, die selbst in Russland auf Befremden stoßen, vom Ausland ganz zu schweigen. Das Nachrichtenbild von Tschetschenien hat klare Konturen, aber wenig Feinzeichnung. MDZ-Redakteur Tino Künzel ist in Grosnyj gewesen, um wenigstens den unschuldigsten Fragen nachzugehen: Wie sieht es dort eigentlich aus? Wie fühlt sich die Stadt an? Und was hat es mit dem Putin-Prospekt auf sich?

Tino Künzel

Fotos: Tino Künzel

Die Moschee „Herz von Tschetschenien" steht dort, wo früher das Stadtzentrum war und das Hotel „Kawkas" seine Gäste erwartete.

Oxana hat entschieden, dass man nicht nach Tschetschenien fährt, ohne dort eine Menschenseele zu kennen. Also bietet sie an, meine Menschenseele zu sein, und lädt mich zu sich nach Hause ein. Genauer gesagt ist es nicht ihr Zuhause, sondern das ihrer Eltern in Gudermes. Oxana lebt in Moskau, wir sind im Schnellzug nach Grosnyj ins Gespräch gekommen. Ich gebe mir ein paar Tage, um die tschetschenische Hauptstadt zu erkunden. Keine vereinbarten Interviews, keine aufwändige Recherche, nur ein vorsichtiger Annäherungsversuch. So etwa, wie man einen Wochenendausflug nach St. Petersburg unternehmen würde, ohne sich deshalb groß erklären zu müssen. In gewissem Sinne kann der Besucher in Grosnyj sogar besichtigen, was er auch in St. Petersburg besichtigt: eine Stadt, erschaffen aus dem Nichts – in diesem Falle aus dem Nichts, das die beiden Tschetschenien-Kriege hinterlassen hatten. Tipps von Freunden und Bekannten, was man unbedingt anschauen sollte, Reiseführer, eine touristische Infrastruktur: All das muss der Gast freilich entbehren. Und abwägen, ob er sich dem Sicherheitsrisiko aussetzen will, das in Grosnyj zweifelsohne besteht. Ich halte es für sehr viel wahrscheinlicher, in Moskau

als Fußgänger unter die Räder eines Pkw zu geraten.

„Komm erstmal zu uns, dann sehen wir weiter“, sagt Oxana. Eine Stunde, nachdem ich ihrer Verwandtschaft in Gudermes, Tschetscheniens zweitgrößter Stadt, die Hand geschüttelt habe, stehe ich schon wieder auf der Straße. Ich möge doch bitte ihre Lage verstehen, heißt es. Ein Fremder in ihrem Haus! Die Nachbarn würden sich die Mäuler zerreißen – noch mehr als sonst schon. Oxana, die Moskauerin, habe einfach keine Ahnung, was in Tschetschenien vor sich gehe. Ihre Mutter ist Russin, 35 Jahre lebt sie schon in der Kaukasus-Republik und verfällt doch trotz der hohen Mauern um das Anwesen ständig in einen Flüsterton: Man belauere sie, habe sie nie ganz akzeptiert, erzählt die Rentnerin. Mischehen, lese ich später, sind in Tschetschenien keine Seltenheit, aber gut geheißen werden sie nicht.

Gudermes ist die Heimat des Kadyrow-Clans, der die Stadt im zweiten Tschetschenien-Krieg kampflos an die Russen übergeben hat. Weitflächig zerstört muss sie trotzdem gewesen sein: Die Wohnhäuser im Zentrum sind alle jüngeren Datums. Einige entstehen gerade erst, andere sind schon bewohnt, aber noch so neu, dass die Innenstadt etwas steril und unhistorisch wirkt, so wie ein gerade ausgeliefertes Auto, dessen Innenraum nach Plastik riecht. Weiter draußen befindet sich das im Frühjahr eröffnete Spaßbad mit seinen getrennten Bereichen für Frauen und Männer. Das meiste Kolorit verströmt der Markt.

Grosnyj. Taxifahrer Islam schüttelt den Kopf, als er von Vorbehalten gegen die russische Minderheit hört. „Ich habe mit niemandem ein Problem“, sagt der Tschetschene, während er seinen Lada zum Busbahnhof Minutka steuert. Dann grinst er: „Besonders gefallen mir die russischen Frauen.“ 1989 lebten noch 700 000 Russen in der Stadt, heute sollen es 2 000 sein. Der Bevölkerungsanteil der Tschetschenen stieg im selben Zeitraum von 20 auf 98 Prozent. Grosnyj, 1818 als russische Festung im Kaukasus-Vorland entstanden, hat bis heute nur wenig kaukasisches Flair. Dafür besitzt die Stadt trotz ihrer 1,2 Millionen Einwohner einen eher kleinstädtischen, mancherorts fast schon ländlichen Charme. Die Spuren des Krieges sind fast vollständig getilgt, in den letzten Wochen wurden auch noch die Reste des zerstörten Zentralmarktes abgetragen. Die ehemalige Lenin-Straße, zentrale Arterie von Grosnyj und noch unlängst von Ruinen gesäumt, teilt sich heute in den Ahmed-Kadyrow-Prospekt, benannt nach Ramsan Kadyrows 2004 ermordetem Vater, und den Wladimir-Putin-Prospekt. Die Russin Valentina wohnt dort schon seit Jahrzehnten und verdreht die Augen, wenn sie auf ihre neue Adresse angesprochen wird. „Die Bezeichnung ist natürlich ein Witz. Aber wie man die historische Bausubstanz wieder hergestellt hat – alle Achtung.“ Die meisten Gebäude stammen aus den fünfziger Jahren, einige aus den Dreißigern. In der Mitte der Straße verläuft ein Grünstreifen für Passanten, mit Bänken zum Ausruhen und Laternen mit Halbmond-Verzierung. Nur die schwer bewaffneten Milizpatrouillen wollen nicht zu der zivilen Stadtlandschaft passen.

Das eine Ende des Putin-Prospekts bildet ein kleiner Park mit einer Gedenktafel für Journalisten, die für die Pressefreiheit gestorben sind, und mit Blick auf das stattliche „Haus der Presse“. Kadyrow, dem ein gestörtes Verhältnis zu kritischen Medien nachgesagt wird, gibt sich öffentlich gern als ihr größter Förderer. Am anderen Ende des Prospekts ragen seit 2008 die 62 Meter hohen Minarette der imposanten Zentralmoschee von Grosnyj in die Höhe. Sie fasst bis zu 10 000 Gläubige, ist aber selbst zu den Gebetszeiten meist nur spärlich gefüllt. Von religiösem Eifer scheint man weit entfernt zu sein.

In Sichtweite der Moschee lässt sich Kadyrow im früheren Kirow-Park eine neue Residenz erbauen. Dafür wurde sogar der Lauf des Stadtflusses Sunscha verändert, berichten die Wachen.

Ein Hotelbett in Grosnyj zu finden, ist nicht sonderlich schwierig. Touristen sind sonst keine zu sehen. Was es außerdem nicht gibt, sind Alkohol (außer in den Morgenstunden), der Mobilfunkanbieter MTS und Wechselstuben. Geld wird nur bei den Banken – gegen erhebliche Gebühren – oder auf der Straße getauscht. „Man toleriert uns“, erklärt einer der Händler mit einem dicken Bündel Dollarnoten in der Hand und fügt hinzu: „Lass dich bloß nicht blenden von den Fassaden hier im Zentrum. Die meisten Leute verdienen kaum genug, dass es zum Überleben reicht.“

Wer es sich leisten kann, dem stehen Cafés und Gaststätten in Hülle und Fülle zur Verfügung. Allerdings geht die Stadt früh schlafen. Selbst im Hochsommer schließen die meisten gastronomischen Einrichtungen spätestens 22 Uhr. Das passt zu der eher gedämpften Lebensfreude, die Grosnyj verströmt: Es wird offenbar noch seine Zeit brauchen, bis auch die Kriegsschäden in der Köpfen beseitigt sind.

Nr. 18 (265) September 2009

Ein Trümmerfeld: Noch 2005 war Grosnyj schwer gezeichnet von den Wunden des Krieges.

Das zweite Leben des Königsberger Schlosses

Für hundert Millionen Euro soll das alte Wahrzeichen der Ostpreußen-Metropole wieder aufgebaut werden

Seit das zentrale Lenindenkmal einer orthodoxen Kathedrale wich, scheint nichts mehr unmöglich in Kaliningrad, dem früheren Königsberg. Das groß gefeierte Stadtjubiläum „750 Jahre Kaliningrad" im Jahre 2005 hat einen Bauboom ausgelöst, wie ihn die Stadt in ihrer Nachkriegsgeschichte noch nicht erlebte. Jetzt soll mitten im ausgelöschten historischen Zentrum, zwischen betongrauen Wohnblocks und den Spiegelglasfassaden rapide wachsender Geschäftshäuser, das Wahrzeichen der alten Ostpreußen-Metropole auferstehen: das Königsberger Schloss.

Thoralf Plath

Mit der Krönung von Friedrich dem Ersten im Jahre 1701 in Königsberg wurde Berlin die Hauptstadt des Königreichs Preußen.

Nicht ein Stein blieb erhalten von dem mächtigen, in Jahrhunderten gewachsenen Ordensbau, der auf dem südlichen Hochufer des Pregelstroms thronte wie ein Wächter im Zentrum der Stadt. Das Schloss verschwand spurlos, samt der Topografie seiner umliegenden Straßen und Gassen. Heute beherrscht eine kahle Fläche das Bild, groß wie zehn Fußballfelder, nur mühsam verziert von Betonpflastern und längst verrotteten Springbrunnen. Ein staubiger Ort. Es gibt nicht viele Plätze in Kaliningrad, die noch ungemütlicher wirken.

Wo einst der Ostflügel des Schlosses an den Münzplatz grenzte, ragt das „Dom Sowetow" auf, das „Haus der Räte". Der 16-stöckige Betonklotz aus der Breschnew-Ära sollte die Dominante der 1969 gesprengten Schlossruine ersetzen, doch bezogen wurde er nie. Königsbergs einplanierte Geschichte ziert nur noch ein in den frühen 90er Jahren aus Container-Shops zusammengeschraubtes kleines Einkaufszentrum am Rand des Platzes, zum lärmenden Leninprospekt hin. „Staraja Baschnja" heißt es, „Alter Turm". Nebenan kann man im Café „Am Schloss" unter alten Schwarz- Weiß-Fotos der versunkenen Königsberger Altstadt Cappuccino und italienisches Eis genießen.

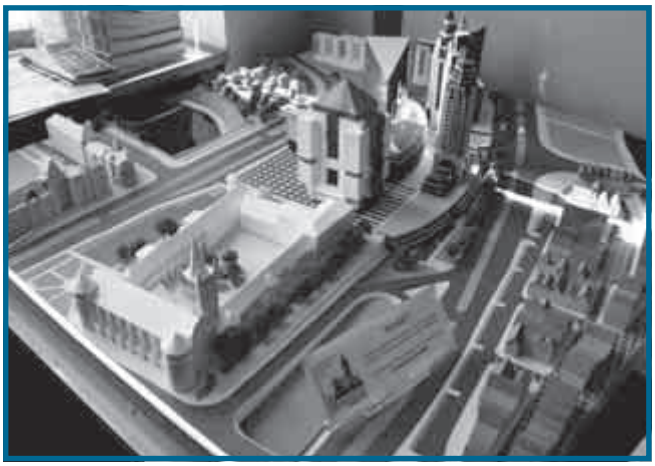
Als Vision geistert der Wiederaufbau des 1969 gesprengten Ordens-Schlosses schon einige Jahre durch Kaliningrad. Bislang waren das eher fixe Ideen. Doch nachdem sich unlängst der einflussreiche Kaliningrader „Kulturrat" für die Wiederaufbaupläne ausgesprochen hat, gilt das neue Schloss quasi als beschlossen. Der Kulturrat vereint Museumsdirektoren, Wissenschaftler und Regionalpolitiker bis hoch zu Gouverneur Georgij Boos.

Im Modell ist das alte neue Königsberg- Wahrzeichen schon fertig. Es zeigt ein schmuckes weißes Miniaturschloss neben dem radikal modernisierten „Haus der Räte", flankiert von pompösen Wolkenkratzern neurussischer Spielart, wie sie derzeit in den Moskauer Himmel wachsen. Der neue Kaliningrader Chefarchitekt Alexander Baschin hat neben diesem Entwurf noch zwei weitere Szenarien für den neuen Schlossplatz parat: eine „nostalgisch-historische" Variante, die sich eng an

die Bebauung im Königsberg des Jahres 1939 anlehnt, sowie ein futuristisch-modernes Konzept in Glas, Beton und Stahl. Doch selbst in dieser modernen Umgebung kann sich Baschin das Schloss vorstellen: „Wir müssen uns ohnehin von dem Gedanken lösen, das Königsberger Schloss in Originalform wiederzubekommen. Der Reiz liegt doch viel mehr darin, es mit modernen Elementen zu verbinden." Die historische Kontur des Ordensbaus mit Turm und einem wiedererrichteten Flügel integriert in moderne Architektur – das ist die von Baschin favorisierte und wohl auch realistische Variante der Königsberger Schloss-Renaissance.

Auf 100 Millionen Euro beziffert Baschin die Kosten des Wiederaufbaus. Gouverneur Georgij Boos ließ umgehend klarstellen, dass staatliche Mittel dafür nicht fließen werden. „Man wird Sponsoren finden müssen." Immerhin: Einige Kaliningrader Unternehmen haben Hilfe schon zugesagt. Die Awtotor AG, bekannt durch die Montage von BMW-Limousinen für den russischen Markt, will sich an der Finanzierung beteiligen, aus der örtlichen Filiale des Ölgiganten Lukoil ist Ähnliches zu vernehmen. Eine erste Geberkonferenz brachte anderthalb Millionen Rubel zusammen – genug, um die konkreten Planungen in Auftrag zu geben.

Die gigantische Bausumme und die Aussicht auf Luxuswohnungen und Nobelhotels sorgen derweil für Skepsis: „Wer braucht dieses Schloss? Wem nützt es? Auf Schritt und Tritt stößt man in unserer Stadt auf gewaltige Probleme, die gelöst werden müssen, darum sollen die Beamten sich kümmern", schimpft ein Kaliningrader. Schweres Geschütz fahren die Kommunisten und Kriegsveteranen auf. Nicht nur, weil sie auf dem Schlossplatz ihr seit einem Jahr in Depots lagerndes Lenindenkmal wieder aufstellen wollen – für sie ist das Schloss



So prächtig wie im Modell soll es einmal aussehen, das Königsberger Schloss und Kaliningrads Stadtzentrum (Bild oben). Noch aber klafft ein uhässliches Loch im Herzen der Stadt (Bild unten).

Symbol alter und neuer Feinde. In Wirklichkeit, vermutet Wladimir Nikitin, Chef der radikalpatriotischen Partei „Rodina" (Heimat), ginge es doch um einen schleichenden Loslösungsprozess von Russland. „Für bestimmte Kreise in Kaliningrad ist das ein sehnlicher Wunsch. Diese Leute brauchen das Schloss als Symbol für die nichtrussische Bestimmung des Gebietes."

„Das wird kein Schloss, sondern eine Fassade ohne Seele. Die Leute, die das geplant haben, verstehen nichts vom Geist dieser Stadt", sagt Boris Abramow, Vorsitzender des Klubs der Heimatfreunde. Abramow hält den Schlosswiederaufbau schlichtweg für Unsinn: „Was soll so ein Disneyland? Man sollte so viel Geld besser nutzen, um noch vorhandene Königsberger Baudenkmäler zu retten, ehe die auch noch untergehen, weil sich niemand darum kümmert."

Mit dem Schloss bekomme die Stadt ihr urbanes Herz zurück, meint hingegen Professor Wladimir Kulakow, Ostpreußen- Spezialist der russischen Archäologie. Er erinnert an große Wiederaufbau-Beispiele wie Danzig, Warschau, Dresdens Frauenkirche und fordert damit auch in Kaliningrad zu beginnen: „Hier wurde nach dem Krieg ein ganzes Stadtzentrum böswillig einplaniert, das man hätte erhalten können. Aber jetzt haben wir mit dem Wiederaufbau des Schlosses endlich die Möglichkeit, an die Geschichte anzuknüpfen und architektonische Wunden zu heilen."

Das Schloss, legendenumrankter Mythos, seit seine Ruine von der Bildfläche verschwand, taucht bereits wieder auf. Ein Metallzaun markiert die Stelle, an der es einst stand, dahinter fällt der Blick in Kaliningrads geschichtsträchtigste Baugrube: mittelalterliche Backsteinmauern, Gewölbereste, tonnenschwere Findlinge. Russische Archäologen haben seit 2002 große Teile des Westflügels ausgegraben und setzen ihre Arbeit fort, denn noch immer werden die Reste des legendären Bernsteinzimmers hier vermutet. Die inzwischen freigelegten Reste ziehen als Freilichtmuseum täglich Hunderte Besucher an. Die Leute bestaunen Fundstücke, die auf langen Tischen ausgestellt sind. Da liegt zerbrochenes Geschirr aus dem legendären Restaurant „Blutgericht" neben kunstvoll geformten Ziegeln und Resten von Wehrmachtskarabinern. Stellwände voller historischer Aufnahmen und großformatiger imposanter Computersimulationen zeigen, wie das Schloss einst aussah – und wie es wieder werden könnte. Manche Besucher verbringen eine ganze Stunde in der Ausstellung, lesen jedes Kapitel. Das Schloss bewegt die Gemüter, so oder so.

Nr. 18 (193) SEPTEMBER 2006

Die Geschichte des Königsberger Schlosses:

Das Schloss symbolisiert wie kein anderer Ort die Geschichte und ihre Brüche in der einstigen Hauptstadt Ostpreußens. Gegründet 1255 von den Mönchsrittern des Deutschen Ordens und zu Ehren ihres Heerführers Ottokar II. von Böhmen Königsberg genannt, prägte der burgartige Bau mit seinem 82 Meter hohen Turm über sieben Jahrhunderte das Bild der Ostseestadt. Am 18. Januar 1701 krönte sich Friedrich I. im Schloss zum ersten preußischen König. Als die Königsberger Altstadt im August 1944 unter britischen Bomben in Schutt und Asche sank, wurde auch das Schloss schwer getroffen. Nach der Erstürmung der Stadt durch die Rote Armee war nur noch eine zerschossene Ruine übrig. Man hätte sie restaurieren können. Doch das war undenkbar: Königsberg hieß fortan Kaliningrad, das Thema Ostpreußen war tabu. 1969 sprengten Pioniere der Sowjetarmee die Schlossruine, angeblich auf direkten Befehl von Parteichef Leonid Breschnew, der „den faulen Zahn des preußischen Militarismus" aus dem Stadtbild getilgt sehen wollte. ***tz***

Zwischen Traum und Albtraum

Olympia in Sotschi stößt bei vielen Einwohnern der Schwarzmeerstadt auf wenig Gegenliebe

Sotschi, Schauplatz der Olympischen Winterspiele 2014, ist eine Großbaustelle geworden. Nahezu sämtliche olympischen Objekte und ein wesentlicher Teil der nötigen Infrastruktur müssen aus dem Boden gestampft werden. Bewohner, Urlauber und Sportler sollen davon später einmal profitieren. Nebenbei zweigt sich ein Stück vom großen Kuchen ab, wer es sich leisten kann. Die besten Grundstücke sind längst vergeben. Die Einwohner schauen mit Erstaunen und Grauen auf das, was da kommt. Einige ziehen weg, andere fürchten sich vor der Enteignung und wieder andere kämpfen dafür, dass die Bauten nicht die Natur zerstören.

Steffi Wurster

„Man musste schon sehr fest an die Zukunft glauben, um das heutige Sotschi, das überhaupt nicht bereit ist für diese Olympischen Winterspiele, die Ausschreibung gewinnen zu lassen." Das schrieb der russische Schriftsteller Viktor Jerofejew im Sommer 2007, noch bevor die Bagger nach Sotschi kamen. Ein gutes Jahr später muss der Glaube an die Zukunft noch genauso groß sein. Es fällt schwer, sich Olympische Spiele an diesem Ort, der geprägt ist von Gegensätzen, vorzustellen. Sotschi ist der einzige russische und zugleich der weltweit nördlichste Ort mit subtropischem Klima. Es gibt im ganzen Land keine Region, die sich mit diesen natürlichen Gegebenheiten vergleichen ließe. Die dicht bewaldeten Gebirgszüge des Westkaukasus laufen hier in sanften, saftig-grünen Hügeln zum Meer hin aus. Die Vegetation ist üppig. Es wachsen Palmen, Zedern, Zitrusbäume, exotische Nadelhölzer. Und dennoch: In den Bergen sollen Skifahrer um Olympisches Gold kämpfen. Wer rund um Sotschi viel mit dem Auto unterwegs ist, erkundigt sich besser vorher, wieviel Zeit zu einer bestimmten Tageszeit für die Fahrt einzuplanen ist. Auf der schmalen Trasse zwischen Adler und Sotschi beispielsweise schlängelt sich der Verkehr zur Rush Hour in Schrittgeschwindigkeit am Schwarzen Meer entlang. Natürlich soll die sich zuspitzende Verkehrssituation bis zu den Spielen entschärft werden. Rund 190 Milliarden Rubel (mehr als fünf Milliarden Euro) werden dafür investiert. Auch von Luft- und Wassertaxis sowie einer überirdischen Metro ist die Rede.

Michail ist mit seiner Familie bereits vor mehreren Monaten nach Maikop, 250 Kilometer nördlich von Sotschi, aufs Land gezogen. Sotschi war ihm zu hektisch und zu laut. Zu viele Staus und Hochhäuser. Alles habe sich nur noch ums Geld gedreht. Vor zehn Jahren sei in dem ruhigen Kurort noch Rücksicht auf die Natur genommen worden. Heute dagegen sei für das Fällen von Bäumen keine Genehmigung mehr nötig. Michail zählt sich zu den ersten Opfern von Olympia. Seine Freunde können ihn nicht verstehen, jetzt, wo doch alles in Richtung Sotschi zieht.

Jeder, der etwas auf sich hält, will ein Luxusappartment in Sotschi haben. Seit Monaten herrscht ein Kampf um die besten Grundstückslagen an der Schwarzmeerküste, dem Filetstück des Landes. Nach Einschätzung der Immobilienmakler hat der Markt seinen Höhepunkt jedoch bereits überschritten. Die Toplagen sind weg. Seit April fallen die Immobilienpreise.

Sotschi mit seinem disparaten architektonischen Ensemble aus ehemals luxuriösen Heilstätten und modernen Hotels, einer Mischung aus stalinistischem Expressionismus, nachempfundener Antike und Massentourismus, hat sich in eine Großbaustelle verwandelt. Betonskelette sprießen aus dem Boden. Innerhalb weniger Monate verändert sich das Stadtbild radikal. Hotels und ganze Viertel werden abgerissen, Menschen umgesiedelt. Parks werden privatisiert, das Grün der Gärten verschwindet hinter Bauzäunen.

Auf der Hochebene in Krasnaja Poljana sind die Bauarbeiten für olympische Objekte in vollem Gange. In nagelneuen Gondeln des Energieriesen Gasprom können Besucher auf die Gipfel fahren, auch die Aibga-Seilbahn ist in Betrieb. Die Talstation in Esto Sadok ist eine ehemals estnische Siedlung. Dort, inmitten des ansonsten noch unwirtlichen Geländes, sprießt der Kommerz: kleine Cafés im rustikalen Stil eines mittelalterlichen Marktes, Holzstände mit den üblichen Souvenirs, ein Fischpool, in dem Touristen angeln.

Am angrenzenden Hang stehen Hüttchen und Wohnwagen. Hinter klapprigen Zäunen arbeiten alte Frauen in ihren kleinen Gärten. Mitten drin: drei mit Kameras ausgerüstete Besucher. Es sind Architekten aus Moskau, die auf einem gegenüberliegenden Hang ein Appartmenthaus planen. Sie nennen das Vorhaben „fantastisch". Die 800 Rubel (etwa 25 Euro) für den Sessellift investieren sie, um von oben Werbefotos zu schießen.

Wer dem spröden Charme der Baustellen entfliehen will, bekommt in Esto Sadok Exklusives geboten. Im französischen Luxusrestaurant Atmosfere gibt es für sechs Euro, den sechsfachen Preis der Busfahrt von Adler nach Krasnaja Poljana, einen vorzüglichen Espresso. Der sympathische Chef aus Nizza erwartet für den Abend eine Ministerrunde. Er ist erstaunt über den neuen Umgang mit Geld. Solche Gäste lassen bei ihm schon mal 3 000 Euro allein für Wein. Den Ministern wird Hummer aus Kanada und Lamm aus dem Ofen aufgetischt. Der Umsatz des Abends entspricht dem eines ganzen Monats in Frankreich.

Sotschi aus der Vogelperspektive

Die Imeretinskij-Bucht wird es im heutigen Zustand nicht mehr lange geben. In den Bus Richtung Bucht steigen alte Frauen, Soldaten und kleine Jungs – ganz andere Leute als in die Busse Richtung Innenstadt. Ein Markt und Pferde, die friedlich auf weiten Feldern weiden, bieten idyllische Fotomotive. Doch die russische Polizei scheint in der Bucht inzwischen Jagd auf Kameras zu machen. Zu nah ist die Grenze zu Abchasien, der von Georgien abtrünnigen Provinz. Olympia im Krisengebiet – das ist das Motto der Spiele für viele Bewohner der Bucht.

Für sie werden die Spiele wohl zu einer Tragödie. Sie müssen ihre Häuschen und Grundstücke räumen. Die ihnen angebotene Kompensationszahlung beläuft sich auf ein Zehntel des realen Grundstückswerts. Allerdings sind viele Grundstücke und die zugehörigen Gebäude formal nicht als Eigentum registriert und können leicht zu nicht genehmigten Bauten erklärt werden. In einem solchen Fall gibt es keine Entschädigung.

Das Gelände der Halbinsel bietet beste Bedingungen für die Landwirtschaft. Das subtropische Klima erlaubt bis zu fünf Ernten. Natascha, die mit ihrer Familie seit 25 Jahren in der Sowchose Rossija lebt, zeigt auf die Bananen und Kiwis in ihrem Garten. 3 000 Menschen leben derzeit in der Sowchose, die Drei- bis Vier-Sterne-Hotels und weiteren Luxusbauten weichen soll.

Die gigantischen Bauvorhaben sind ohnehin umstritten. Das Sumpfland erfordert Grabungen bis zu 50 Meter Tiefe, um stabile Fundamente für die Sportstätten garantieren zu können. Schwere Bauten trägt der Boden jedoch nicht. Selbst ein Großinvestor wie der russische Oligarch Oleg Deripaska ist von der Finanzierung riskanter Bauprojekte zurückgetreten.

Swetlana Berestenewa, Einwohnerin von Sotschi, berichtet, was man sich von Stalins Versuch erzählt, einen Flughafen auf dem Gelände zu bauen: „Der Verantwortliche ging zu Stalin und sagte, Sie können mich auf der Stelle erschießen, aber da kann man nicht bauen." Der Flughafen wurde schließlich woanders realisiert. Swetlana zieht die Schlussfolgerung: „Stalin hat verstanden, Breschnew hat verstanden – Putin hat nichts verstanden. Welche Technologie wollen sie denn nutzen? Das ist Natur! Wir haben hier ein Schwarzes Meer. Es ist schwarz, unvorhersehbar, unberechenbar."

MDZ 2008-10-16

Innere Heimkehr der Auslandsrussen

Zum dritten Mal innerhalb weniger Wochen bildeten sich an Christi Himmelfahrt lange Schlangen vor der Christ-Erlöser-Kirche in Moskau. Schon um sieben Uhr morgens warteten Gläubige vor dem gewaltigen Kuppelbau. Anders als bei den Trauerfeiern für Boris Jelzin und Mstislaw Rostropowitsch war der Anlass diesmal aber ein freudiger: die Wiedervereinigung der Russisch-Orthodoxen Kirche mit der orthodoxen Auslandskirche nach 80 Jahren.

Tino Künzel

Emigranten entfernen sich von ihrem Heimatland oft nicht nur geografisch. Sie haben Gründe für das Wohin, aber auch für das Woher. Die russische Diaspora im Ausland besteht zu einem Großteil aus jenen, die nach Oktoberrevolution und Bürgerkrieg in den Westen flohen, und ihren Nachkommen. Sich der Sowjetunion verbunden zu fühlen, fiel ihnen natürlicherweise schwer. Und selbst heute heißt russisch nicht automatisch russlandfreundlich.

Deshalb ist die Wiedervereinigung zwischen dem Moskauer Patriarchat und der Russisch-Orthodoxen Auslandskirche, wie sie jetzt vollzogen wurde, auch ein Stück innere Heimkehr. Denn die Ausgewanderten gehören überwiegend der Auslandskirche an, die Zeit ihres Bestehens Abstand gehalten hat zum Kreml und allem Offiziellen in der alten Heimat. Zwei Millionen bildeten einst die Basis der neuen Gemeinden. 1920 spaltete sich die Auslands- von der Mutterkirche ab – noch „vorübergehend", wie es auf dem ersten Konzil in Konstantinopel hieß. Die Eigenständigkeit sollte so lange dauern, bis die Kirche in Russland „ihre Freiheit wieder erhält". Doch die Gegensätze zwischen den beiden Lagern verstärkten sich immer mehr. 1927 kam es zum endgültigen Bruch, als der Moskauer Patriarch Sergij eine Loyalitätsbekundung zur Sowjetmacht abgab. Die Auslandskirche brach daraufhin alle Kontakte ab.

Foto: RIA Nowosti

Der russische Patriarch Alexij der II. und das Oberhaupt der russichen orthdoxen Auslandskirche Metropolit Lawr bei der Christ-Erlosung Kathedrale wahrend der Wiedervereinigungzeremonie am 17. Mai 2007.

Heute gehören der Auslandskirche, die ihren Sitz in New York hat, 370 Gemeinden mit rund 500 000 Mitgliedern an, fast die Hälfte davon in den USA, jede zehnte in Deutschland. Zum Vergleich: Das Moskauer Patriarchat vertritt mehr als 27 000 Gemeinden und 70 Millionen Gläubige.

Bemühungen um eine Annäherung laufen seit dem Ende der Sowjetunion. Russlands Präsident Wladimir Putin stieß 2002 direkte Verhandlungen an. Fünf Jahre später war es nun soweit: Patriarch Alexij II. und Metropolit Lawr unterzeichneten in Moskau den „Akt der kanonischen Gemeinschaft" und hielten einen ersten gemeinsamen Gottesdienst ab, der die Überwindung der Trennung dokumentieren sollte. Alexij sprach von einem „historischen Ereignis, auf das wir lange, lange Jahre gewartet haben". Lawr hatte bereits zu Ostern in New York erklärt: „Es ist unsere Pflicht vor Gott, der Kirche und der Geschichte, an der Wiedergeburt Russlands teilzuhaben und der Heimat zu dienen."

Putin war bei der Zeremonie anwesend, stand allerdings ausnahmsweise nicht im Mittelpunkt. Bei einem Festakt im Kreml bekräftigte er, das Ende des Schismas sei nur ein erster Schritt, die „Zusammenführung der russischen Welt" werde „aktiv fortgesetzt". Es gelte, die Einheit der Russen „innerhalb und außerhalb unserer Grenzen" zu stärken.

Die Russisch-Orthodoxen in Deutschland feierten das Ereignis mit einem Gottesdienst am Pfingstmontag in Stuttgart. Ilja Limberger, Gemeinde–vorsteher der dortigen Nikolaj-Kirche und selbst mit seinen Eltern noch zu Sowjetzeiten in den Westen emigriert, sagt am Telefon: „Für uns hat die Vereinigung von Auslands- und Mutterkirche sehr große Bedeutung. Wir können damit unsere Kräfte bündeln, mit einer Stimme sprechen und auch besser als Brücke zwischen Deutschland und Russland dienen."

Noch viel zu tun

Die Gemeinde St. Peter und Paul feierte ihr 15-jähriges Jubiläum

Der Klerus hatte es in der Sowjetzeit schwer. Das ist allgemein bekannt. Doch mittlerweile leben die Gemeinden vielerorts wieder auf. So auch St. Peter und Paul in Moskau. Dort wurde in diesem Monat der 15. Jahrestag der Neugründung gefeiert.

Katharina Neumann

St. Peter und Paul feierte in diesem Monat ihr 15-jähriges Bestehen mit einem festlichen Gottesdienst und Abendmahl, das Bischof Siegfried Springer (m.) austeilte.V.l.: Pastor Alexander Raeder (Jaroslawl), die Gemeindepastoren Pastor Dmitri Lotow und Pastor Gottfried Spieth sowie Pastor Harry Asikow (Tiflis)

Gegründet hatte sich die evangelischlutherische St. Peter und Paul Gemeinde eigentlich schon im Jahr 1626. Doch in den 30ern wurde der damalige Pastor Alexander Streck mitsamt des Kirchengemeinderats verhaftet, verschleppt und ermordet, die Kirchenräume wurden enteignet und zweckentfremdet. Erst 1991 konnte sich die Gemeinde wieder neu konstituieren. Daher wurde in diesem Monat das 15-jährige Jubiläum mit einem festlichen Gottesdienst begangen. Vor etwa 250 Besuchern verglich der Moskauer Bischof Siegfried Springer die Geschichte der Gemeinde mit einem Baumstumpf. „Auch wenn der Baum durch widrige Umstände schwer geschädigt ist, so wächst durch Gottes Güte selbst aus einem Stumpf wieder neues Leben empor“, so die Hoffnung des Oberhaupts der Evangelisch-Lutherischen Kirche Europäisches Russland (ELKER). Derzeit hat die Gemeinde 330 Mitglieder. Mit Familienangehörigen, die an besonders hohen Feiertagen dazu kämen, wären es sogar 600, bemerkt Pastor Gottfried Spieth. Und das, obwohl St. Peter und Paul im Verlauf der 90er mit einem stagnierenden Zuwachs zu kämpfen hatte. Spieth begründet diesen damit, dass viele Russlanddeutsche abgewandert seien, aus deren Reihen noch immer der Großteil der Gemeinde stamme.

Derzeit stabilisiert sich das Gemeindeleben aber immer mehr. Seit Dezember 2005 konnte die Gemeinschaft wieder in ihr angestammtes Gotteshaus ziehen. Allerdings befindet sich die Kathedrale noch immer in der Restaurierung. „Es gibt noch viel zu tun. Das Kirchenschiff ist im Inneren zwar größtenteils hergerichtet, aber Turm, Heizungssystem, Außengestaltung und die Unterkellerung für die Gemeinderäume fehlen noch“, berichtet Spieth, der seit März 2005 das Pastorenamt in St. Peter und Paul bekleidet. Die Wiederherstellung gehe sehr langsam voran, weil die Gemeinde dabei vorrangig auf außenstehende Mithilfe angewiesen sei. Diese kommen derzeit eher aus der Russischen Föderation als aus Deutschland. Neben der Bitte um Spenden lädt die Gemeinde auch zu einem Besuch ein. Eine Gelegenheit dazu bietet die Vortragsreihe zur Geschichte des Luthertums in Russland. Der Zyklus aus sechs Abenden beginnt am 2. Oktober um 19 Uhr am Starossadskij Pereulok 7 mit Luthers Biografie.

Die Gemeinde freut sich über Spenden zur Restaurierung der Kirche:
Empfänger: RO Jewangelitsches-ko-Luteranskaja Zerkow Jewropejskoj Tschasti Rossiji
INN: 7709016003
KPP: 770901001
r/s: 40703810338120101638
Kreditinstitut: Lefortowskij OSB 6901/0393 Sberbank Rossiji Moskau
Korr.s: 30101810400000000225
BIK: 044525225
Okato: 4528655500

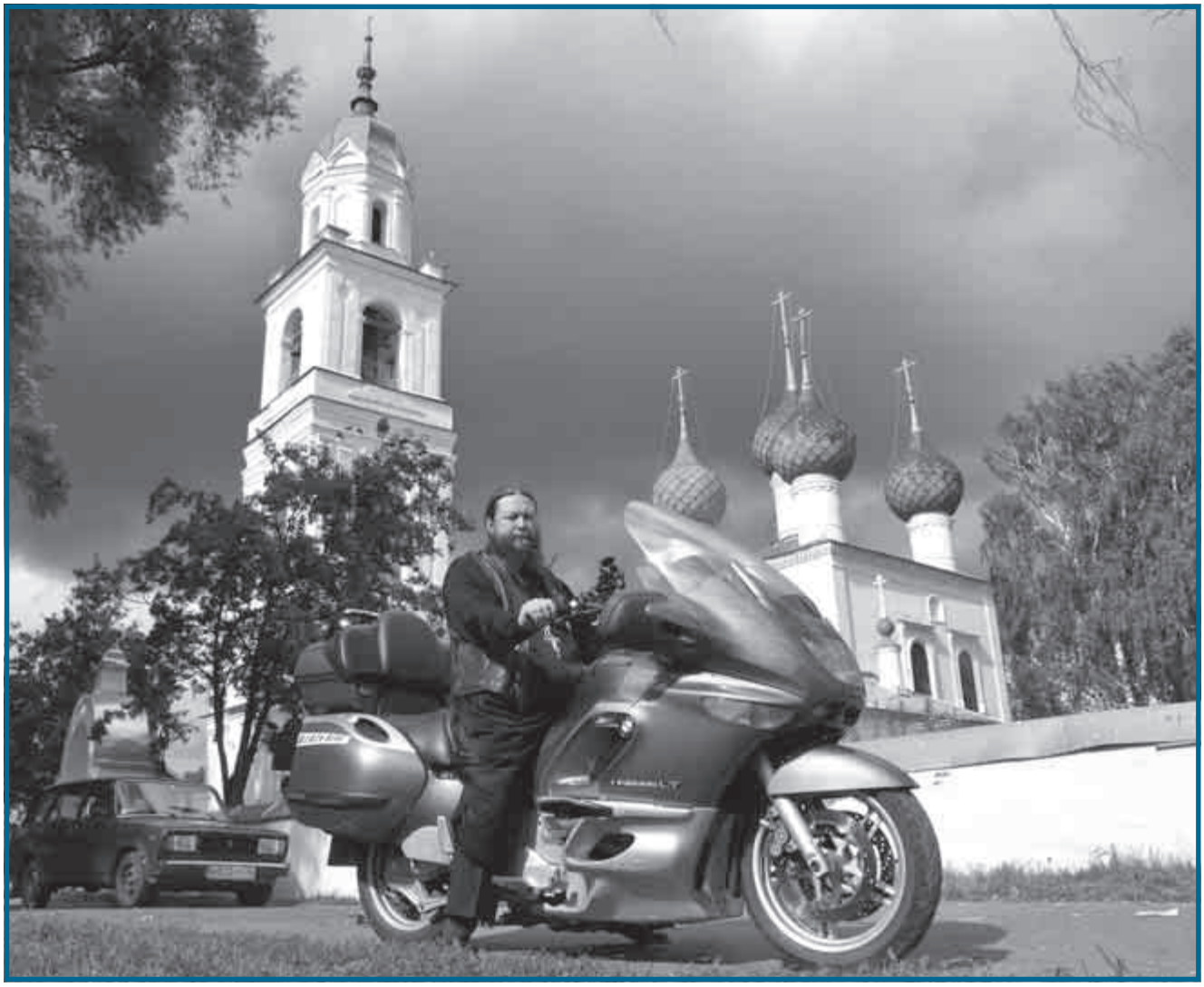
In Frieden und Eintracht

Zwischen Kreuz und Kreuzung

Wie ein orthodoxer Geistlicher aus Jaroslawl zum Biker wurde

Nicht nur die Wege des Herrn sind unergründlich. Auch die Umwege. Seit vier Jahren veranstaltet der Jaroslawler Kirchenvorsteher Georgij Lapschin Prozessionen auf Motorrädern. Damit kümmert er sich um das Seelenheil einer Klientel, die der Kirche normalerweise fern steht. Sie zeigt sich erkenntlich: Der rührige Pfarrer wurde in den Bikerklub „Schwarze Bären" aufgenommen und fährt inzwischen selbst begeistert Motorrad.

Tino Künzel



Fotos: Tino Künzel

Georgij Lapschin mit BMW vor seiner Kirche: Wenn ihm der Wind ins Gesicht bläst, ist er in seinem Element

Es ist noch nicht lange her, da hat Pfarrer Georgij ein Zeichen von oben bekommen. Gemeinsam mit seinen Bikerfreunden vom Klub „Schwarze Bären“ war er unterwegs zu nordrussischen Klostern, als plötzlich dieser Traktor auf die Straße einbog und wendete. Vollbremsung bei 120 Kilometer pro Stunde, Vater Georgijs Motorrad bäumte sich auf, er selbst flog über den Lenker – und blieb wie durch ein Wunder nahezu unverletzt. „Als Erstes schoss mir durch den Kopf: Das soll's nun also gewesen sein? Wie schade, dass ich das Solowki- Kloster nicht sehen werde. Aber dann wurde mir bewusst, dass ich unglaublich weich auf dem Asphalt gelandet war. Als ob mich ein Engel aufgefangen hätte.“ Da wusste der Gottesmann, dass er verstanden worden war.

Auch in Glaubensfragen fällt ja manchmal, bildlich gesprochen, die Ampel aus. Statt einfach nur klaren Signalen zu folgen, was zu tun und was zu lassen ist, heißt es dann, sich selbst zurechtzufinden. Georgij Lapschin, der Geistliche aus Jaroslawl an der Wolga, hat Neuland betreten beziehungsweise befahren. Seit Jahren begnügt

er sich nicht mit der Gemeindearbeit in seiner Jakowlewer Stadtteilkirche, sondern knüpft Kontakte zu jungen Leuten, die von anderen durchaus für unsichere Kantonisten in Sachen Religion gehalten werden könn ten. Seit letztem Herbst ist der 43-Jährige sogar Mitglied im Bikerklub „Schwarze Bären“. Zweifel, ob er sich damit nicht in fragwürdige Gesellschaft begibt, mag er gelegentlich gehabt oder zumindest gewusst haben, dass andere sie haben. Aber die Sache ist auch tatsächlich nicht so einfach. Die Apostel haben nichts über Biker geschrieben. Jesus war ein Fußgänger, der übers Wasser laufen konnte, aber ansonsten fortbewegungs technisch nicht weiter aufgefallen ist. Woran sich orientieren, wenn es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als selbst in der Bibel stehen?

Lapschin machte sich sein eigenes Bild. Beobachtete, hörte zu, versuchte, unvorein

Von den Gläubigen wird der Gottesmann auch mit Helm und Brille erkannt.

genommen zu sein. Und trotzdem nicht blauäugig: „Natürlich finden sich in der Bikerszene auch bekennende Satanisten. In der Art der Hell's Angels. Denen ist nichts heilig. Mit solchen Verrückten würde ich mich vermutlich nicht abgeben, wenn ich sie träfe. Das könnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren.“ Aber die meisten seien „ganz normale Leute“, die er, wie das neudeutsch heißt, eben dort abholt, wo sie sind – weit weg von der orthodoxen Kirche.

In der Jaros lawler Gebietskirche ist Vater Georgij zuständig für die Jugendarbeit. Hat den Jugendklub „Vektor“ aufgebaut. Subbotniks in der Kirche organisiert. Seinen 40. Geburtstag im Zelt gefeiert. Am 21. August dieses Jahres fand be reits zum vierten Mal eine christliche Prozession auf Motorrädern statt, die er 2004 initiiert hatte. „Ich bin damals aus reinem Interesse auf sie zugegangen. Die hätten mich ansonsten auch gar nicht akzeptiert, wenn ich nur gekommen wäre, um sie quasi auf den rechten Pfad zu führen.“

Kreuz und Kreuzung, Berufung und Bereifung – den Motorradfans imponierte der Pfarrer mit dem Sinn fürs Weltliche. Im vergangenen Frühjahr schenkten sie ihm sein erstes eigenes Motorrad, eine Chopper. Sergej Potanow, Chef der „Schwarzen Bären“, erzählt: „Wir haben im Internet nach einer passenden Maschine gesucht und eine gebrauchte Honda Black Widow für 7 000 Dollar gefunden. Das Geld dafür hatten wir innerhalb eines Monats zusammen. Einerseits kam es von den Klubmitgliedern, andererseits lief auch auf unserer Webseite eine Spendenaktion. Sogar ein Moslem hat sich beteiligt.“

Inzwischen fährt Lapschin auch eine eigenfinanzierte BMW Touring K1200 LT und hat Tausende gefahrene Kilometer mit den „Schwarzen Bären“ hinter sich. Den Biker nimmt man dem massiven Kirchenvorsteher ohne weiteres ab, zumindest äußerlich. Aber auch innerlich habe der Umgang im Milieu der Motorradfahrer seine Spuren hinterlassen, sagt er: „Mir gefällt das Brüderliche, die Unterstützung füreinander, das ist mit Sicherheit eine der starken Seiten. Und die Energie, die männliche Kraft, die damit verbunden ist. Ich habe auf jeden Fall viel über Menschen gelernt, denen man teilweise sogar den Zugang zu Klostern verwehrt, weil sie angeb lich nicht christlich gekleidet sind.“ Dann wird er grundsätzlich: „Wir müssen unsere Beziehung zu solchen Leuten überdenken. Die Kirche sollte offen sein – und jeder einzelne Priester auch.“ In der orthodoxen Kirche, die sonst eher eine geschlossene Gesellschaft ist, muss sich diese Erkenntnis erst noch durchsetzen.

Jugenddorf: шаг в историю

Национальное самосознание. Об этом понятии много говорят. Его пытаются формировать, используя самые разные средства. Его невозможно «дать». Это, скорее, чувство, ощущение, которое задевает самые сокровенные струны души человека. Когда ты идешь по той самой дороге, по которой много лет назад могли пройти твои прабабушка и прадедушка. Когда ты приезжаешь в село, в котором учились или работали предыдущие поколения твоей семьи.

Вера Гартман

Фото: О. Гартман

Учимся вкусно готовить по рецептам российских немцев

Для молодежи российских немцев осознание своей принадлежности к национальности имеет особое значение. И, кажется, мы смогли немного приблизиться к пониманию формулы «молодой российский немец».

Мы – это участники II этнокультурного лагеря-семинара для молодежи «Национальная деревня», который проходил с 27 июня по 10 июля в поволжском городке Маркс.

Место проведения семинара не могло не наложить свой отпечаток на программу «Молодежной национальной деревни Jugenddorf». «В этом проекте мы уделили особое внимание историко-культурной составляющей, постарались заинтересовать молодежь этим направлением. И в итоге ребята признавались, что семинар дал им мощный импульс для того, чтобы продолжать заниматься изучением истории своего народа», – рассказывает руководитель семинара, и.о. председателя Немецкого молодежного объединения Ольга Гартман.

Так что же представляет собой этнокультурный лагерь-семинар «Национальная деревня»? Это своеобразный «микс» из культуры и истории российских немцев, общения и творчества, новых знаний и открытых возможностей. Изучение немецкого языка, экскурсии в деревни и села, общение с российскими немцами, свидетелями и жертвами репрессий – все эти фрагменты складывались в необыкновенный «паззл», частичку которого каждый увез с собой.

На проекте каждый открыл для себя что-то новое. Большим откровением стали занятия по этнопсихологии, которые проводила Марина Чибисова. Осознание своей жизни как неотъемлемой части судьбы целой династии, целого народа. Толерантность, умение слушать и слышать того, кто находится рядом. Легкая, игровая форма подачи материала еще больше подогревала интерес к этим занятиям.

Отдельного внимания заслуживает историческая часть семинара. Жители «Национальной деревни» побывали в Саратовском и Марксовском краеведческих музеях, прослушали курс лекций по истории появления российских немцев в Поволжье, почерпнули много новой информации. Для ребят также были организованы экскурсии по селам Марксовского района, где еще сохранились немецкие дома, постройки и храмы. Открытием для них стали не только события и места, но и люди. Очень тепло участников «Национальной деревни» приняли в селе Степное. Члены национального ансамбля исполнили для ребят народные песни российских немцев. Жители Jugenddorf в долгу не остались.

На всех мероприятиях Немецкого молодежного объединения Jugendring царит особая атмосфера. «Национальная деревня» не стала исключением. С первого дня ребята из разных уголков России и Казахстана нашли общий язык, общие цели и интересы. И, наверное, именно благодаря этому единству, в конце лагеря-семинара все испытывали чувство, которое не описать словами, но, скорее всего, именно это и есть национальное самосознание. Соприкоснувшись с историей народа, которую можно было буквально потрогать руками, мы открыли в себе новую грань понятия «российский немец». И теперь будем стараться передать это ощущение другим.

Фейерверк дружбы

Теплым осенним субботним днем в Кисловодске горожане отмечали День города. Этот праздник стал уже традиционным, но на этот раз он был необычен тем, что его украсил проходивший в эти же дни Фестиваль национальных культур народов, проживающих в этом городе-курорте.

Ирина Гардер

На Курортном бульваре развернулось праздничное представление национальных подворий городских диаспор – «Кисловодск – город дружбы». Греки, армяне, дагестанцы, карачаевцы, евреи, казачество, немцы были главными участниками этой акции. Народ зазывали на каждое подворье, где хозяева по кавказским обычаям гостеприимства старались поразить самобытностью культурных традиций.

Звучали народные мелодии, от обилия блюд национальной кухни ломились столы. Представители разных народов подготовили выставки рукоделия, посуды, предметы обихода, показывали книги на своем родном языке. В каждом подворье можно было увидеть людей в традиционных национальных костюмах.

…Вот импровизированный казачий курень с соломенной крышей. На видном месте – православные иконы. На плетне – горшки, чугунки. У камышовой стены – вилы, лопаты, орудия земледелия. Гостей за длинными столами потчевали пирогами, салом, домашней колбасой, да запивали ароматным ржаным квасом. А казачий хор привлекал задорными песнями – так и хотелось пуститься в пляс.

Дагестанцы, карачаевцы, азербайджанцы тоже предлагают гостям все самое лучшее: плов, хинкали, шашлык… Всего и не упомнишь, и не перепробуешь. Разумеется, не обошлось без традиционной лезгинки и национальных зажигательных танцев.

Греческая община «Патрида» выставила экспозицию картин с видами афинских пейзажей, театральные маски напоминали о древнегреческом национальном театре. Взявшись за руки, молодежь отплясывала традиционный сиртаки. А по соседству звучали армянские песни.

Большое внимание привлекло и наше немецкое национальное подворье. Во-первых, многие просто и не подозревали, что в Кисловодске есть такая национальность как российские немцы. А во-вторых, веселые симпатичные девчонки в национальных немецких костюмах (и, возможно, традиционное немецкое пиво) не могли оставить кого-то равнодушным.

Кисловодская общественная организация Sonnenstadt представила выставку народного творчества, старинные вышитые картины, полотенца, вязаные салфетки, особо поразило традиционное немецкое ремесло – поделки из соленого теста. На немецком подворье предлагался огромный выбор литературы на немецком языке, красочные журналы, обучающая литература. А все желающие изучать язык и культуру российских немцев могли записаться на бесплатные языковые курсы.

Кисловодск – город-курорт. Сюда приезжают отдыхающие из разных уголков нашей страны. Они смогли получить на нашем подворье информацию о других региональных немецких центрах и изучать немецкий язык в своем городе. Причем таких желающих оказалось немало.

В заключение праздника на центральной площади города состоялся концерт, который так и назывался – «Фестиваль национальных культур». Это был фейерверк творчества разных народов. От немецкой автономии с веселыми немецкими песенками выступил детский вокальный коллектив из города Георгиевска Heimat, а ребята кисловодского молодежного клуба Neue Leute представили современный спортивный танец Du hast.

Большая заслуга в удачной подготовке праздника принадлежит национальным диаспорам. Но хотелось бы выразить особую благодарность заместителю главы города-курорта Кисловодска Людмиле Леоновой, выступившей основным разработчиком, организатором и координатором праздничных мероприятий и, конечно, нашей Ставропольской НКА за помощь и поддержку в организации Фестиваля.

…День города подходил к завершению, ночное небо озарилось великолепным фейерверком, расцветали над головами огненные фонтаны звезд. Город ликовал. Праздник удался. Об этом говорили люди, покидающие площадь, похоже, даже не заметив, что простояли перед сценой по пять, а то и более часов.

Осенний бал немецкой молодежи

Хмурым воскресным утром прохожие в Аптекарском огороде ботанического сада МГУ могли наблюдать странную картину: словно по мановению волшебной палочки на аллеях появлялись молодые люди, одетые в немецкие национальные костюмы. С импровизированной сцены звучали песни на немецком языке, а не менее колоритные танцоры весело танцевали польку прямо под моросящим холодным дождем. Сказка, под названием «Молодежный фестиваль немецкой культуры», началась…

Наталья Блинова

Стирая границы

Форум и фестиваль традиционно являются самыми значимыми проектами Немецкого молодежного объединения. В разные годы они проводились при долевой поддержке Министерства культуры, Министерства экономического развития и науки РФ и Министерства образования РФ в Москве, Саратове, Омске, Барнауле, Анапе и Томске. В этом году государственным заказчиком выступили Министерство регионального развития России и Министерство внутренних дел Германии, что нашло свое отражение в части Коммюнике 13-го заседания Межправительственной российско-германской комиссии по проблемам российских немцев, касающейся обязательств по реализации совместных российско-германских проектов на 2007 год.

По традиции именно на фестивале собираются только лучшие творческие коллективы и лидеры молодежных клубов. Еще большего ожидали от проектов в этом году, когда любимый Jugendring празднует 10-летний юбилей. Поэтому на VI молодежный фестиваль немецкой культуры «Меж границ? Без границ!» отбор был особенно тщательным – только порядка 20-ти коллективов были удостоены чести выступать на концертных площадках столицы.

– Немецкие традиции и обычаи, песни и танцы – это тот самый огонек, который достался нам в наследство от наших предков. Сохранить его и вложить его тепло в сердца молодых российских немцев – задача подобных фестивалей, – говорит руководитель проекта и исполнительный директор бюро НМО Лариса Шевлякова. – Поэтому так важно проводить их регулярно, чтобы коллективы, работающие в своих в регионах, могли обмениваться опытом, дискутировать. Это некий стимул для дальнейшего развития.

Фото: Анастасии Франк

Вокалисты, танцоры и музыканты смогли не только представить на суд москвичей свои номера, но и обменяться опытом на мастер-классах, которые проводились в рамках фестиваля. Хореографией руководил знаменитый Арнольд Райник, являвшийся, кстати, главным режиссером фестиваля. За группу вокала отвечала не менее известная в творческих кругах Наталья Альтнер (помощник режиссера), а за инструментальную – Яков Пеннер (руководитель народного эстрадного оркестра села Кубанка) и Андрей Шмидт из группы «АН-3». Настоящей звездочкой стала наша несравненная Анна Шмидт (помощник режиссера), которая успела все: и концерты режиссировать, и на сцене выступать, и отметить свой день рождения в дни фестиваля. На нем присутствовали не только российские коллективы, но и ребята из дружественного Казахстана. В частности, из Костаная прибыл Антон Ивлев (Грааб), «готический кумир» фестиваля в Анапе, кардинально сменивший имидж, но не потерявший своей популярности. Вместе с ним овации на сцене разделяли Никита Ивлев (Грааб) и Таня Андрова, а также актюбинский ансамбль «Эдельвейс» и дуэт «Вайльхен» из Павлодара.

– Все фестивали чем-то похожи друг на друга – у участников также ярко глаза горят, несмотря на то что регулярно участвуют в этом проекте, – делится впечатлениями Арнольд Райник, главный режиссер фестиваля (Пермь). –

А кто-то приехал сюда впервые, и для него все в новинку. Всегда приятно делиться и получать новую информацию, новый опыт и именно эти вещи отличают фестивали друг от друга. И процесс этот может продолжаться бесконечно.

Авангардная политика

Начался фестиваль выступлением на открытой площадке в Аптекарском огороде ботанического сада МГУ. Несмотря на периодически накрапывавший дождь, в зрителях не было недостатка. Затем все фестивальщики и присоединившиеся к ним участники конференции «10 лет немецкому молодежному движению в России. Вопросы сохранения и развития этнической идентичности и общности российских немцев», которая проходила в рамках программы фестиваля, отправились в клуб «План Б». Там московский клуб «Югендбрюке» регулярно устраивает молодежные вечеринки DEparty. На специальную фестивальную вечеринку была приглашена из Берлина группа Klangzeit, которая зажгла своими песнями публику, погрузившуюся в глубокие раздумья после показа короткометражных фильмов на немецком. Эта вечеринка стала своеобразным неформальным открытием конференции. В этом году она заменила форум. Две рабочие группы по темам: «Концепция работы с молодыми российскими немцами» и «Концептуальные подходы к программе поддержки авангарда российских немцев в социально-экономической, научной и культурной сферах деятельности» трудились в течение следующего дня. Вторая концепция особо интересна, поскольку была разработана рабочей группой, в большинстве своем состоящей из специалистов GTZ, и направлена на поддержку авангарда молодежи российских немцев. Это – лидеры, активные представители российских немцев с высоким уровнем национального самосознания в совершенно разных областях – от науки и искусства до управления. Они должны стать маячками в маленьком российско-немецком мире и служить примером для остальных.

Обе концепции обсуждались весь первый рабочий день конференции, а в конце группы презентовали результаты друг другу. Второй день был посвящен тематической конференции. В зал Московского дома национальностей для участия в мероприятии пришли высокие

Фото: Анастасии Франк

гости из Министерства регионального развития Российской Федерации, Общества по техническому сотрудничеству (GTZ) и Международного союза немецкой культуры.

Открыл конференцию директор Департамента межнациональных отношений Минрегиона России Александр Журавский, пожелавший лидерам молодежных объединений российских немцев активнее включаться в реализацию существующих программ. Ведь с 2008 года начнет действовать новая Федеральная целевая программа, один из приоритетов которой – работа с детьми и молодежью.

– Это здорово, что есть проекты, участвуя в которых вы можете встречаться, общаться и обмениваться опытом, – сказал в своем приветствии Генрих Мартенс, председатель Международного союза немецкой культуры. Наша задача как «взрослой» организации – это усиление молодежной работы, и мы прекрасно понимаем, что от этого зависит наше будущее. Особый акцент мы делаем на воспитании авангарда – интеллигенции нации, способной повести за собой. Мне бы хотелось видеть в его рядах и всех вас.

Тематическая часть конференции продолжилась докладом первого председателя, а ныне – члена совета Немецкого молодежного объединения Ольги Мартенс. Ее выступление помогло вспомнить богатую 10-летнюю историю объединения. Эстафетную палочку подхватил Франк Яттке с выступлением на тему «Опыт работы с молодыми российскими немцами. Приоритеты в поддержке МВД Германии молодежной работы на ближайшую перспективу». Огромный тематический блок состоял из докладов по теме «Работа с молодыми российскими немцами. Опыт регионов». Очевидно, что деятельность НМО многогранна, а его региональные организации уже вполне окрепли. В ходе конференции участники смогли также обменяться опытом по темам: «Партнерство как возможность развития и расширения деятельности молодежных организаций российских немцев», «Возможности сохранения культурной идентичности в современной России» и, пожалуй, одна из самых актуальных для региональных клубов – «Финансирование и самофинансирование молодежных организаций».

…Все сказки когда-нибудь заканчиваются. В Театральном центре на Страстном бульваре завершилось маленькое волшебство этих коротких дней. Завершилось, как всегда, ярко – фейерверком немецких песен и танцев гала-концерта, расцветивших серые будни московской обыденной жизни. По мнению многих зрителей, этот концерт стал самым лучшим из тех, что им приходилось видеть за последние несколько лет. Это значит, что мы постоянно растем и развиваемся. Ведь дорога к совершенству бесконечна.

Kunst auf der Schiene

Eine Moskauer Galerie findet ihr Publikum im Untergrund

Sie folgt eingefahrenen Gleisen, ist aber gerade deshalb etwas ganz Besonderes: In der Moskauer Metro ist seit gut vier Wochen eine Galerie mit Aquarellmalerei unterwegs. Dafür wurde ein kompletter Zug künstlerisch umgestaltet. Die Passagiere bekommen den Mehrwert umsonst geboten.

Maria Ugoljew

Die fünf Wagons des Zuges „Aquarell" sind von außen an ihrer bunten Blumendekoration zu erkennen. Täglich von 12 bis 15 Uhr kursieren sie auf der blauen Linie (Arbatsko-Pokrowskaja) zwischen den Stationen Partisanskaja und Park Pobedy. Doch die Hauptsache erwartet die Passagiere im Inneren, wo 45 Bilder des Malers Sergej Andriaka und der Schüler aus seiner Schule für Aquarellmalerei zu sehen sind. Das Projekt angestoßen hat Elena Winnitschek, Leiterin der Abteilung für Projekte an der Schule. „Eigentlich wollte ich nur, dass man statt der ganzen Werbung in den Wagons doch lieber Bilder an die Wand klebt. Dass man den Passagieren damit eine Freude macht, während sie zum Beispiel

auf dem Weg zur Arbeit sind." Allerdings habe sie nicht im Traum daran gedacht, eine komplette Galerie auf die Beine beziehungsweise Räder zu stellen, noch dazu in einem eigens umgerüsteten Zug. „Da müssen wir uns bei Metro-Chef Dmitrij Gajew bedanken. Ich finde, er hat aus meiner eher klein gehaltenen Idee etwas Einzigartiges gemacht."

Ganz ohne Vorbild ist die Aktion nicht. Auch in Italien verkehrt ein Zug, der gleichzeitig Galerie ist, dort mit Bildern zeitgenössischer italienischer Maler. Doch die Metro mit ihren täglich zehn Millionen Passagieren ist noch einmal ein völlig anderes Kaliber. Den Umbau des Zuges vom Typ „Russitsch", wie die neueste Produktlinie der Wagonbauer heißt, gab Gajew im Oktober 2006 in Auftrag. Auf einer Seite wurden die Sitzbänke und Fenster entfernt, wie in einer „normalen" Galerie Bilder aufgehängt und ins rechte Licht gerückt. Das äußere Blumendesign greift Motive der Bilder von Andriaka auf. „Übrigens auch eine Idee Gajews", so Winnitschek. „Ich hatte eher an einen Schriftzug gedacht. So ein bunter Hingucker ist aber natürlich viel schöner."

Die Metro stand der Initiative nach eigenen Worten vor allem aus einem Grund von Anfang an aufgeschlossen gegenüber: „Wir wollen unsere Passagiere immer wieder mit etwas Neuem überraschen", sagt Pressesprecherin Swetlana Sarjowa. Zum 70-jährigen Jubiläum vor zwei Jahren erfanden die U-Bahner den Retrozug „Krasnaja Strela". Mit dem Projekt „Aquarell" möchten sie nun die Kunst zum Betrachter bringen. „Für Museen bleibt den Moskauern oft nicht so viel Zeit. Da macht es sich doch hervorragend, wenn die Kunst einfach zu ihnen kommt", meint Sarjowa. Und die Moskauer nehmen das Angebot mit offenen Armen an. Die Bilder werden bestaunt, diskutiert, fotografiert. Es finden sogar regelrechte Wagonrallyes statt. Denn wer die Galerie im Ganzen sehen möchte, muss an jeder Station in den nächsten Wagon umsteigen. Mit Rücksicht auf den Verkehrstakt hält der Zug deshalb aber trotzdem nicht länger als regulär.

Die Ausstellung Sergej Andriakas und seiner Schüler wird noch mindestens ein halbes Jahr durch den Moskauer Untergrund rollen. „Danach sind andere Künstler an der Reihe. Aber welche, steht noch nicht fest", sagt Sarjowa.

Der Fahrplan des Zuges „Aquarell" ist im Internet abrufbar. Wer nicht den Zufall bemühen möchte, kann sich die Abfahrtszeiten auf www.mosmetro.ru oder www.andriaka.ru herunterladen.

Wo das Walross Wellen schlägt

Kurz, aber intensiv ist das Vergnügen der Eisschwimmer

Eisbaden ist Schwimmen für Fortgeschrittene. Wer im Schwimmbad keine Herausforderung findet, kann sich dem „Club der Walrosse" anschließen. Willkommen sind nicht nur Männer mit langen Bärten und dicken Bäuchen. MDZ-Autor Ivo Pertijs traf die einsamen Schwimmer an einem ruhigen Sonntagmorgen und wagte sich sogar selbst ins Eiswasser.

Nicht nur Schnee auf dem Eis, sondern auch unerwartete Löcher in der gefrorenen Moskwa hindern Schlittschuhläufer am prickelnden Gleitvergnügen. Ein Teil der Löcher wird von Eisanglern gesägt, die tagsüber in Erwartung eines Fangs neben den Öffnungen verweilen. Sieht man jedoch ein größeres Loch bei kleinen Treppen, so handelt es sich wahrscheinlich nicht um das Werk eines Anglers. Viel eher hat hier ein „Walross" seine Spur hinterlasssen. So heißt nicht nur das Säugetier mit den großen Stoßzähnen und der dicken Speckschicht, sondern auch der Spitzname für jene Menschen, die das Eisbaden lieben.

Auch wenn einige Eisschwimmer mit ihren langen Bärten und dicken Bäuchen ihren Namensgebern nicht ganz unähnlich sind, so haben die meisten nur die Liebe zum kalten Wasser mit dem großen Säuger gemeinsam. Eisbaden ist in Finnland und Russland sehr verbreitet. Es rührt von einer alten Tradition und der Auffassung, dass ein tägliches Bad im kalten Nass die Abwehrkräfte stärkt und sogar gegen Depressionen hilft.

Die heilsame Wirkung wird mit dem Schock erklärt, den der warme Körper bei der Berührung mit dem eiskalten Wasser bekommt. Einen ähnlichen Effekt soll auch der traditionelle Saunabesuch haben. Nämlich dann, wenn Russen nach der Banja, ob im Sommer oder Winter, nackt ins Wasser springen oder sich in den Schnee legen. Manche Eisschwimmer glauben einfach an den erfrischenden Effekt ihres Sports und sehen ihn als guten Start in den Tag.

Schon im Altertum verband man mit dem Eisschwimmen auch religiöse Riten. Während der Feier zur Taufe Jesu, die man in Russland nach dem Gregorianischen Kalender traditionell am 19. Januar hält, finden sich Gläubige im Naturschutzgebiet Serebrjanyj Bor im Westen Moskaus zusammen, wo das Wasser von russich-orthodoxen Priestern geheiligt wird. An diesem Tag tauchen Menschen massenweise ins heilige Wasser, weil es ein langes und gesundes Leben verspricht. An demselben Ort schwimmen an anderen Wintertagen einige Walrosse ihre einsamen Bahnen.

In der heutigen Zeit wollen die meisten nicht einmal über das Eisbaden nachdenken. Einige argumentieren, dass die Leute, die in die eisigen Fluten tauchen, verrückt seien, oder sie halten das Wasser für schmutzig. Dennoch gibt es einige Dutzend spezielle Clubs, die einen eigenen Platz irgendwo an einem Fluss oder See haben. Es gibt sogar medienwirksame Wettkämpfe, welchen sich das wahre Walross jedoch entzieht. Jenes schwimmt allein, oft im Morgengrauen. Jurij, ein Rentner, ist einer von ihnen. Vor 25 Jahren schwamm er das erste Mal im Eiswasser: „Ich ging mit meinem Rottweiler spazieren und sah ein paar Männer beim Eisschwimmen. Ich dachte: Warum nicht? So begann es. Ich habe inzwischen meinen vierten Hund und schwimme immer noch jeden Winter." Er geht im Filipark schwimmen, im Westen der Stadt, wo die Moskwa eher schmal und daher komplett gefroren ist. Er erzählt, dass hier morgens etwa sieben Männer schwimmen. Später kämen weitere zehn oder fünfzehn hinzu. Von Frauen spricht er nicht, doch Eisschwimmen ist nicht nur ein Männersport. Im Prinzip kann jeder gesunde Schwimmer ins eisige Wasser steigen.

Doch jene, die es probieren wollen, sollten sich des Schocks bewusst sein, dem der Körper durch das kalte Wasser ausgesetzt wird. „Manchmal ignorieren einige Halbstarke den Rat, beim ersten Mal nur kurz ins Wasser zu gehen", erzählt Jurij. „Sie fühlen sich kräftig und denken, dass sie so lange im Wasser bleiben können, wie sie wollen. Schlussendlich bleiben sie drei oder fünf Minuten im Wasser, danach sehe ich sie nie wieder. Wahrscheinlich haben sie danach eine schreckliche Lungenentzündung", sagt „Walross" Jurij lachend. Wer sich selbst einmal ins eiskalte Nass stürzen will, sollte sich zuvor bei ihm oder anderen Walrossen Rat holen. Außerdem gibt es bei uns „Heiße Tipps für kaltes Baden".

ADRESSEN:

Akademitscheskij Prud: Metrostation „Wojkowskaja" oder „Petrowsko-Rasumowskaja", dann mit dem Bus Nr. 179, 191, 114 oder 282 bis zur Haltestelle „Stadion Nauka".

Serebrjanyj Bor: Metrostation „Poleschajewskaja", danach weiter mit dem Trolleybus 20 oder 65, welcher zur Choroschewskoje-Chaussee oder zum Prospekt Marschala Schukowa fährt. An der Endstation aussteigen. Dann zu Fuß durch den Wald zum Besdonnoje-See.

Filipark: Metrostation „Filjowskij Park". Von hier aus fünf Minuten Fußweg zum Seiteneingang des Parks und dann hinunter zum Fluss.

Zarizyno: Metrostation „Zarizyno", danach zu Fuß durch den Zarizynskij Park und schließlich zum Ufer des Zarizynskij-Teiches (Zarizynskij-Prud).

Nr. 1 (176) JANUAR 2006
BEILAGE „WO UND WAS IN MOSKAU?"

Bliny, Bliny und noch mal Bliny

Wie die Russen ihr traditionelles Masleniza-Fest begehen

Kein russisches Fest wird so lustig und in so geselliger Runde gefeiert wie Masleniza, das auch Fastnachtswoche oder Butterwoche heißt. Masleniza ist ein Fest, das bei allen beliebt ist. Wer hat denn keine Lust, eine Woche lang leckere Bliny zu essen und sich gemeinsam mit anderen auf den nahenden Frühling zu freuen?

Olga Silantjewa

Masleniza fängt eine Woche vor dem Beginn der großen Fastenzeit an. In diesem Jahr beginnt das Fest schon am 12. Februar und endet mit dem Sonnenuntergang am 18. Februar; der nächste Tag ist der erste Fasttag. In der Butterwoche dreht sich alles um Bliny, diese pfannkuchenähnlichen Teigspeisen, die dank ihrer runden Form und gelben Farbe die Sonne symbolisieren. Unsere Vorfahren in der heidnischen Zeit glaubten, dass sie für jedes gegessene Stück Pfannkuchen ein Stückchen Sonne bekommen. Bliny sind für die russische Küche so typisch wie die Crêpes für die französische Cuisine. Es gibt aber einen kleinen Unterschied – und zwar in Bezug auf die Menge. Während die Menschen in Frankreich einen, maximal zwei Crêpes essen, sollten in Russland andere Richtwerte beachten werden: Man muss viele Bliny essen, reichlich mit Fleisch, Käse, Salat und Ähnlichem versehen, um viel Energie zu tanken, keine Verwandten zu beleidigen (die oft zum Essen einladen) und während des darauf folgenden Fastens keinerlei Hunger auf Bliny zu haben.

Jeder Tag der Masleniza-Woche hat einen Namen, eine Bedeutung und eigene Bräuche. Der Montag ist der Tag der Begrüßung. An diesem Tag fangen die Russen an, die Bliny zu backen. Der erste gebackene Kuchen wird den Bettlern gegeben oder auf das Fensterbrett gelegt: Damit gedenken die Russen der Verstorbenen.

Der Dienstag ist der Tag der Spiele. Die frisch Verheirateten durften sich vor allen Augen küssen, die Unverheirateten die potenziellen Partner zumindest einmal näher kennen lernen.

Der Mittwoch ist der Tag des Leckermäulchens. An diesem Tag werden die leckersten Köstlichkeiten aufgetischt, vor allem natürlich Bliny. Traditionell lädt die Schwiegermutter ihre Schwiegersöhne ein und bewirtet sie reichlich.

Der Donnerstag der Masleniza-Woche heißt Tag der Wende und Tag der Ausgelassenheit. In früheren Zeiten wurde bis zum Mittwoch gearbeitet, und am Donnerstag ging es richtig mit allen Spielereien, Belustigungen und Schwelgereien los.

Am Freitag laden die Schwiegersöhne ihre Schwiegermütter auf Bliny ein. Am Samstag musste die junge Ehefrau ihre Schwägerinnen einladen und sie beschenken.

Am Sonntag, dem Tag der Vergebung, verabschieden sich die Menschen von Masleniza. Früher wurde zu diesem Anlass eine Masleniza-Puppe aus der Stadt oder dem Dorf geführt und verbrannt. Alles, was man an diesen Tagen nicht aufgegessen hatte, wanderte ebenfalls ins Feuer. Junge Männer beschmierten sich mit Asche und versuchten, die Mädchen zu erwischen. Am Abend gingen alle in die Banja, um am nächsten Tag den Frühling und das Fasten mit sauberem Gewissen und Körper zu begrüßen.

Was ist von diesen Bräuchen übrig geblieben, besonders in den Städten? Heute beschränken sich die Feierlichkeiten auf Volksfeste in den zentralen Parks. Bliny gibt es natürlich immer noch. Und manchmal ist das Masleniza-Fest genau so lustig wie früher. Das hängt nämlich allein von den Feiernden ab. In Moskau finden anlässlich des Masleniza-Festes mehr als 200 Veranstaltungen statt: Im „Kolomeskoje", „Sokolniki", Gorkij-Park, Ismajlowo und auf dem Roten Platz erwarten Gäste nicht nur zahlreiche Bliny-Sorten aus ganz Russland, sondern auch Volksmusik-Konzerte, Volksbräuche, Kinderspiele, Pferdekutschen, Tänze und Wettbewerbe. Unser Tip: **Das Internet kennt mehr als 250 verschiedene Bliny-, Pfannenkuchen- und Fladen-Rezepten. Zum Beispiel unter www.zahav.kuking.net**

Mönche gaben Zaren Wasser

Das neue Wodka-Museum spürt den Anfängen des russischen Nationalgetränks nach

Ein neues Museum widmet sich dem russischen Nationalgetränk. In bester Touristenlage am Ismajlowo-Kreml wartet das „Museum der Geschichte des Wodkas" auf mit einer breiten Sammlung von Flaschen, Dokumenten und Anektoden aus der mehr als 500 Jahre währenden Geschichte der beliebtesten russischen Spirituose.

Ivo Pertijs

Ein Mönch mit einem Glas grüßt am Eingang den Besucher. Der alte bärtige Mann symbolisiert die Geburtsstunde des Wodkas. Das Nationalgetränk Russlands wurde erstmals 1470 in den Mauern des Tschudow-Klosters auf dem Gebiet des heutigen Moskauer Kreml getrunken. Es verwundert also nicht, dass der Museumsrundgang mit der lebensgroßen Wachsfigur eines Mönches beginnt. Das Museum wurde erst vor kurzem von St. Petersburg nach Moskau verlegt. „Da der Wodka ja in Moskau erfunden wurde, dachten wir, es sei besser für uns, wenn wir zurück in die Hauptstadt gehen", so Viktoria Tochijewa, Direktorin des Museums. Über die Jahrhunderte hat sich zwischen den Russen und dem hochprozentigen Tropfen eine Hassliebe entwickelt. Er wurde zum Nationalgetränk und kam nicht zuletzt dem Staat zugute, der lange Zeit das Monopol über die Wodkaproduktion hatte. Nicht wenig Geld wurde verdient mit dem Verkauf von Wodka oder ähnlichen Getränken wie beispielsweise dem so genannten Kabaks.

Es lässt sich mit einiger Sicherheit sagen, dass Wodka zu Zeiten des Zaren eine ähnlich wichtige Rolle für die Wirtschaft des Landes gespielt hat wie heute das Öl. Gerade in den ländlichen Gegenden wurde der Wodka zum Bestandteil von Festen und Feierlichkeiten und führte nicht selten dazu, dass für den einen oder anderen die fröhliche Party mit einem ordentlichen Vollrausch endete. Ebenso konnte Wodka zur Bestechung eingesetzt werden, wenn es darum ging, Konflikte zu lösen oder bei Wahlen wichtige Stimmen zu gewinnen. Andererseits hatte das hochprozentige Getränk – der Alkoholgehalt bewegt sich zwischen 20 und 40 Prozent – aber auch eine verheerende Wirkung auf die Gesundheit der Bevölkerung. Dennoch bleibt die Spirituose ein wichtiger Bestandteil des Lebens. Als die Polen 1982 den Wodka zu ihrem Nationalgetränk erklären wollten, ging Russland gar vor Gericht, um dagegen zu protestieren. Die sowjetischen Richter entschieden zugunsten der Russen. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass wenige Jahre später in der Sowjetunion eine landesweite Kampagne gegen Alkoholkonsum gestartet wurde.

Das Moskauer Museum zeigt alle wichtigen Kapitel aus der Geschichte des Wodkas. Auf zwei alten Stadtplänen von Moskau und St. Petersburg sind die Standorte der Wodkafabriken eingezeichnet. Ein paar Schritte weiter widmet sich die Ausstellung dem Zweiten Weltkrieg, in dem der Wodka in vielerlei Hinsicht eine Rolle gespielt hat. So musste beispielsweise ein Soldat, der mit einem Orden ausgezeichnet wurde, diesen in ein Glas Wodka legen und anschließend das Glas in einem Zuge leeren. Ein solches Glas mit Orden findet sich denn auch in der Vitrine des Museums wieder.

Neben den Ausstellungsstücken gibt es dort eine Reihe interessanter Anekdoten aus dem Munde der Museumsangestellten. Die Direktorin Tochijewa erzählt die legendäre Geschichte, wie es zu jener Geste kam, die in Russland sagt, dass jemand betrunken ist: „In der Zeit der Zarin Elisabeth wurde einmal ein Arbeiter, der sich besonders ausgezeichnet hatte, von der Zarin eingeladen. Sie fragte ihn, was er als Belohnung für seine Arbeit haben wolle, und er bat sie um ein Dokument, welches ihm das Recht sichern sollte, in jeder Gaststätte des Landes ein freies Getränk zu bekommen. Der ungeschickte Mann verlor das Dokument jedoch nach kurzer Zeit und kehrte wieder zur Zarin zurück. Diese war verständlicherweise verärgert und befahl, dass man dem Mann anstelle eines geschriebenen Dokuments die Anweisung auf den Nacken tätowieren solle, so dass er sie nicht wieder verliere. Und so hat sich im Laufe der Zeit die heutige Geste entwickelt."

In einem der Räume des Museums ist ein Traktir nachgebaut, eine Form der Gaststätte, wie sie besonders im 19. Jahrhundert in Russland beliebt war. Ursprünglich diente ein Traktir auch als eine Bleibe für die Nacht, im Laufe der Jahre entwickelte es sich jedoch mehr und mehr zu einem Ort für Speis und besonders Trank. Im Wodka-Museum wurde versucht, einen solchen Traktir aus dem Ende des 19. Jahrhunderts nachzuempfinden, und hier bietet sich auch die Gelegenheit, verschiedene Arten von Wodka zu probieren. Dazu gibt es eine Kleinigkeit zu essen. Am 11. Juni wird die Atmosphäre des vergangenen Russlands gänzlich wieder aufleben, wenn die Feierlichkeiten zum Tag der Heiligen Dreifaltigkeit im Kreml von Ismajlowo begangen werden. Es wird Volksmusik und ein buntes Programm von Veranstaltungen geben: Verschiedene Handwerker und sogar ein Schmied werden wie in alten Zeiten arbeiten. Eine gute Gelegenheit also, sich im Traktir des Wodkamuseums ein Gläschen zu gönnen.

Museum der Geschichte des Wodkas
Ismajlowskoje Schosse 75 G
M. Partisanskaja
Tel.: 166 6958

Die Feierlichkeiten zur Heiligen Dreifaltigkeit beginnen am Sonntag,11. Juni um 16.00 Uhr.

Russland als Inspiration

Moskauer Luxus-Restaurants inszenieren Geschichte

Holzhäuschen, Keramikgeschirr und Kellner in volkstümlicher Tracht mögen für manche der Inbegriff eines typisch russischen Restaurants sein. Doch Russland hat immer auch Designer inspiriert. Als Thema für Innenarchitektur und Küche bietet vielfältige Anregungen. Dabei kreuzen sich Tradition und Avantgarde, Epochen, Zeiten und Stile. Westliche und östliche Designer greifen gern in diese Fundgrube und basteln daraus ihre eigenen Strategien: Philippe Starck spielt bei seiner Kreation „Bon" mit Mafia-Themen, Andrej Dellos und Alexander Popow präsentieren eine märchenhafte Asien-Welt als letzten Design-Schrei. Ein wahres Denkmal der Moskauer Moderne und Hochburg der Kunstelite ist das berühmte Restaurant „Haus der Schriftsteller" (Dom Literatorow). Für die MDZ haben es sich die Redakteurinnen Elena Solominski und Olga Silantjewa in den drei Nobel-Restaurants gemütlich gemacht.

Pferdechips auf Rote-Beete-Wolke

Im Feinschmecker-Restaurant „Warwary" fördert Anatolij Komm die russische Haute Cuisine

Nr. 23 (270) DEZEMBER 2009

„Warwary" (Barbaren) ist das erste russische Gourmet-Restaurant. Das 13-Gänge-Menü kostet 180 Euro und berauscht alle Sinne. Chefkoch und Geschäftsführer Anatolij Komm wurde als erster Russe im „Roten Michelin" erwähnt. Seine Gäste sind kulinarische Abenteurer, die nach neuen Eindrücken lechzen. Doch sein Restaurant ist mehr als nur ein Ort für Auserwählte, es hat sozialkulturelle Bedeutung. MDZ-Autorin Valentina Nikiforova sprach mit Anatolij Komm über Barbaren und Feinschmecker in Moskau.

Die Raffinesse der selbstironischen Benennung des Restaurants teilt sich dem Besucher mit, sobald er das prunkvolle Interieur sieht, sich aber ansonsten in einer überraschend unbedrückenden Atmosphäre wiederfindet. Die Tischdecken sind weiß, das schwere Silberbesteck beschränkt sich in der Hauptsache auf einen Löffel und eine Gabel. Nach Bedarf kommen Essstäbchen, Fleisch- und Fischmesser dazu. Eine Speisekarte gibt es nicht, der Gast muss sich auf einen Reigen von 13 Gängen einlassen: getrocknete Thymianzweige, die unter frischem Rosmarin glühen und ein wunderbares Aroma erzeugen; hauchdünne Schmandkugeln, die in der Pilzsuppe schmelzen; pyramidenförmige Pralinen aus Hühnerleber; hauchdünne Chips aus Pferdefleisch; Rote Beete-Wolken – dreieinhalb Stunden slow food. Anatolij Komm, der Mann, der sich das ausgedacht hat, erscheint zum Interview. Er trägt einen weißen Kittel, helle Jeans und Sneakers und überrascht mit seiner lockeren Art und Offenheit.

Seeigel mit Schaumsoße

Wie wurden Sie Koch?
Ich habe diesen Beruf immer gemieden. Aber manchmal ist es so, dass nicht du den Beruf, sondern er dich findet. Als Koch erzähle ich Geschichten mit Lebensmitteln, wie der Tänzer mit seinem Tanz oder der Musiker mit seiner Musik.

Sie haben vier bekannte Hochpreis-Restaurants in Moskau. Allerdings sagen Sie, dass „Warwary" kein Restaurant zum Geldverdienen sei. Sind Sie Unternehmer oder Idealist?
Ich will Koch sein. Gourmet-Restaurants machen in der ganzen Welt keinen Profit. Ich verdiene Geld durch Sonderbestellungen und Koch-Touren.

In Moskau gibt es überdurchschnittlich viele schöne Restaurants. Offenbar ist in der Moskauer Gastronomie das Interieur viel wichtiger als die Küche. Warum?
Barbaren eben! Die betuchten Moskauer sind meistens den Geschäftsmännern nahestehende Beamte. Meine Kunden haben in der Regel alles aus eigenen Kräften erreicht. Sie verdienen nicht so viel, dafür sprechen sie mindestens zwei Fremdsprachen. Sie wissen die Arbeit zu schätzen.

Sie haben das Kochen in der ganzen Welt gelernt. In „Warwary" aber verwenden Sie nur einheimische Produkte und machen sich für die russische Agrarwirtschaft stark. Sind Sie Kosmopolit oder Patriot?
Das eine schließt das andere nicht aus. Die Heimat will wie eine Frau geliebt werden – nicht öffentlich. Ich will dazu beitragen, dass das Essen zum russischen Kulturgut wird – wie Oper, Ballet oder Theater.

Wie oft stellen Sie ein neues Menü vor?
Zwei mal pro Jahr. Das ist sehr oft im internationalen Vergleich. Aber ich muss das machen, weil ich weniger Gäste als andere habe. Sie kommen mehrmals und dann muss ich ihnen etwas Neues bieten.

„Warwary" (Barbaren)
Ul. Strastnoj Boulevard 8A, M. Twerskaja
Nur nach Reservierung – tel.: 229 2800

Brot, Gold und Revolver

Recht auf Leben von Philippe Starck

Nach London und Paris ist Moskau die dritte Stadt, in der das berühmte Restaurant Bon von Phillippe Starck seine Türen öffnete. Aber mit seinen europäischen Brüdern ist die Moskauer Variante nur weitläufig verwandt. Das Interieur unterscheidet sich sehr stark. Von der Gotik bis zum Surrealismus reichen Starcks Stilfantasien. Starck ist ein Russe in der vierten Generation – zumindestens nach seinen eigenen Aussagen. „Russland hat eine große Zukunft, wenn die Menschen zu arbeiten lernen", sagt der Gastronom. „Im Augenblick aber gibt es hier zu viele Rolls-Royce und Mercedese ... Ich bin nicht gegen diese Sachen. Aber die Menschen müssen verstehen, dass auch die, die diese Marken nicht fahren, Recht auf Leben haben."

Starck ist ein Revolutionär, der das Exklusive für Ästheten in der ganzen Welt zugänglich gemacht hat. Ein Schild fehlt am Eingang. Es gibt nur graue schwere Vorhänge am Fensterglas. Nur langsam nehmen die Augen wahr, was im Innenraum zu sehen ist: Wände mit aufgekritzelten Texten – Losungen, Aufrufe, revolutionäre Parolen ... Ovale Tische sind mit schweren Leintüchern gedeckt. Starcks Fantasie kennt keine Grenzen: Metall des Konstruktivismus, Gold des Rokoko, Pelz der Pop-Art und transparentes Hightech – es gibt keine zwei Stühle, die gleich sind. An der Spitze einiger Tische kann es sich der Herr der Feier bequem machen – der riesige Zarenthron aus schwarzem Samt ist mit einem Adler gekrönt. Ausgestopfte Tiere blicken mit traurig-gläsernen Augen vom Fenster. Da gibt es eine Eule, geschmückt mit einer Swarowski-Halskette, Schädel, Straußeneier, perlmuttfarbene Austern und sonstige Elemente, die ein Gefühl der Vergänglichkeit vermitteln. Die Ständer der Lampen mit schwarzen und weißen Schirmen sind als Pistolen, Gewehre mit abgesägten Läufen, Kalaschnikow-Maschinenpistolen und sogar als Infanteriegewehre gestaltet. An den Fenstern hängen rosarote und grüne schmachtende spinnenartige Menschen. Das brokatgoldene Ensemble des Restaurants wird durch riesige Leuchter mit weißen Kerzen vervollständigt.

Die Speisekarte ist italienisch: Der Salat mit Garnelen, Kartoffeln und Spargel aus Italien liegt bei 750 Rubel, die Hauptgerichte reichen von Ravioli mit Spinat, Ricotta und Kaninchen für 750 Rubel bis zum Rinderfilet aus der Toskana für 1 600 Rubel. Die Weinkarte ist vielfältig. Irgendwann geht man wieder heraus, der Wind weht und man meint, alles nur geträumt zu haben.

Bon 2
Jakimanskaja Nabereschnaja 4/4, Geb. 1
M. Tretjakowskaja
Tel.: 737 8008

Wo sich Gorkij und Stalin trafen

Schlemmen in geschichtsträchtiger Atmosphäre

Vor einem Jahrhundert hat die Elite der russischen Gesellschaft dieses Haus auf der Powarskaja Uliza in Moskau besucht: Das Gebäude im Stil Art Nouveau, das zum Ende der Bauarbeiten 1889 der Familie von Graf Olsufjew gehörte, ist für seine Gastfreundschaft sowie Freimauerversammlungen berühmt geworden. Hier seien noch die Zaren zu Besuch gewesen raunt man sich zu, hält dabei den Atem an und wird auf den alten Sessel verwiesen, auf dem einer von den majestätischen Personen angeblich gesessen hat.

1932 wurde das Gebäude den Schriftstellern übergeben, damit die sowjetische Kulturelite in aller Ruhe zur Ehre des Landes und seiner kommunistischen Lehre schaffen konnte. Die Spätgotik, gemütliches Feuer in den Kaminen, das duftende Sandel- und Eichenholz, die majestätische Glasmalerei auf den Gotikfenstern, das Gobelin des 15. Jahrhunderts auf der Wand sowie Schnitzdecken und -wänder – das alles trug sicherlich dazu bei, wahrheitsgemäß den Alltag der Arbeiterklasse in der Literatur wiederzugeben. Bis heute sind die authentische Atmosphäre, das prachtvolle Zigarren-Zimmer und die eigene Bibliothek erhalten. Aus dem Treffpunkt der Moskauer Kunstelite ist das Fünf-Sterne-Restaurant „ZDL" (Abkürzung für „Zentralnyj Dom Literatorow", übersetzt: Zentralhaus der Literaten) mit der überwiegend neuen Business-Klientel geworden. Wer in einem Raum speisen will, in dem sich Maxim Gorkij und Josef Stalin getroffen haben, muss etwas in die Tasche greifen. Der italienische Salat „Carpaccio" kostet 399 Rubel, die Seebarschsuppe aus Quark und Hummergelee 425 Rubel. Für 1 550 Rubel erhält man das Schwarzbarsch- oder das Sterletfilet. Die leckeren Nachspeisen der russischen und italienischen Küche liegen etwa in der gleichen Preiskategorie wie die Vorspeisen. Das Brot ist aus der hauseigenen Bäckerei.

Club-Restaurant ZDL
Ul. Powarskaja 50. M. Barrikadnaja
Tel.: 291 1515

Altes Symbol und neues Podium

Eine der berühmtesten Sowjetskulpturen ist am 4. Dezember nach ihrer Restaurierung an ihren alten Platz zurückgekehrt. Die Plastik „Arbeiter und Kolchosbäuerin" von Wera Muchina ist aus dem Vorspann der Mosfilm-Klassiker bekannt. Die 24,5 Meter hohe Skulptur krönte den russischen Pavillon der Pariser Weltausstellung von 1937 und gewann den ersten Preis für ihre Ausdrucksstärke. Die Künstlerin selbst war mit dem zehn Meter hohen Sockel der Skulptur nie zufrieden. Nach der sechsjährigen Restaurierung wiegt das Paar nun 180 Tonnen und erstrahlt in neuem Glanz. Der helle Sockel mit dem sowjetischen Wappen oben auf der Eingang ist jetzt wieder so hoch wie er in Paris war: 34,5 Meter. Er ist als Ausstellungraum vorgesehen, wird allerdings erst später eröffnet. Die Gesamtkosten der Restaurierung betrugen eine Milliarde Rubel.

Impressum

Herausgeber: Internationaler Verband der deutschen Kultur
Chefredaktion: Viktor Butjaew, Elena Solominski
Design: Hans Winkler
Satz: Elena Romanowa
Übersetzung: Marina Tekegalijewa
Korrektur: Marina Lischtschinskaja
Redaktionsadresse: 119435 Moskau, Ul. Malaja Pirogowskaja 5, Büro 51
Tel.: +7 (495) 937 6544
Fax: +7 (499) 766 4876
E-Mail: redaktion@martens.ru
Auflage: 5 000 Exemplare
Druck: "MaWi group" AG

Die Redaktion behält das Recht die Beträge zu kürzen. Die Ausgabe wurde mit finanzieller Unterstützung des Ministeriums für Regionalentwicklung der Russischen Föderation verwirklicht.

Издатель: АОО «Международный союз немецкой культуры»
Ответственные редакторы: Виктор Бутяев, Елена Соломински
Дизайн: Ханс Винклер
Верстка: Елена Романова
Перевод: Марина Текегалиева
Корректура: Марина Лищинская
Адрес: 119435, Москва, ул. Малая Пироговская, д. 5, офис 51
Тел. +7 (495) 937 6544 **Факс** +7 (499) 766 4876
E-mail: redaktion@martens.ru
Тираж: 5 000 экз.
Печать: ЗАО «МаВи групп»

Статьи публикуются с сокращениями. Издание осуществлено при финансовой поддержке Министерства регионального развития Российской Федерации.

Inhalt / Содержание

Grußworte
Meinungen
Russland erleben 6

Russland gestern und heute
„Mein armer Nicky …" 8
Kräftiges Konsumieren in Russland 10
Mehr Jobs als Menschen 11
Wenn Ihnen Russen auf die Pelle rücken 12
Rum um das Jahr 13
www.po-nemezki.ru 13
Selbstversorgung auf der russischen Datscha 14
Nestbau-Pragmatiker mit Karriereziel 15

Menschen
Das Gewissen der Nation 16
Die Schwerelosigkeit des Seins 18
Kalaschnikows amerikanischer Traum 20

Die neue Generation
Das Neue im Alten 22

Moskau und Regionen
Hierher kommt man immer wieder! 24
Zu Besuch im russischen Öldorado 26
Grosnyj auf den ersten Blick 28
Das zweite Leben des Königsberger Schlosses. 30
Der flüchtige Geist von Olympia 32

In Frieden und Eintracht
Innere Heimkehr der Auslandsrussen 34
Noch viel zu tun 35
Zwischen Kreuz und Kreuzung 36
Jugenddorf: шаг в историю 38
Фейерверк дружбы 39
Осенний бал немецкой молодежи 40

Tradition und Kultur
Kunst auf der Schiene 42
Wo das Walross Wellen schlägt 43
Bliny, Bliny und noch mal Bliny 44
Mönche gaben Zaren Wasser. 45
Russland als Inspiration. 46

Foto-Fokus
Altes Symbol und neues Podium 48

Werden Sie fündig!

Hier liegt die aktuelle Ausgabe der MDZ für Sie aus:

Business-Zentren

Business Center, Gasetnyj Pereulok 17/19 • **Rinko Plaza**, Ul. T. Frunse 24 • **Business Center na Gogolewskom**, Gogolewskij 11 • **Business Center**, Nikitskij Pereulok 5 • **Dukat Plaza 2**, Gascheka 7 • **Mosenka 5**, Nikolojamskaja 54 • **Mosenka 6**, Woronzowskaja 17 • **Olimpik Plaza**, Prospekt Mira 33/1 • **Riverside Towers**, Kosmodamianskaja Nab. 52 • **World Trade Center**, Krasnopresnenskaja Nab. 12 • **Ewropejskij Business Club**, Bolschaja Ordynka 40/4 • **Business Center na Nowinskom**, Nowinskij Bulwar 31 • **Vertretungen Ausländischer Unternehmer**, Leninskij Prospekt 95a • **Verband der Deutschen Wirtschaft**, 1. Kasatschij Per. 5 • **Business Center na Mochowoj**, Mochowaja 4/7, Gebäude 2 • **Legion**, Bolschaja Ordynka 40 • **Awrora Business Center**, Sadownitscheskaja Nab. 72 • **Mercedes-Benz**, Leningradskij Prospekt 39a

Hotels

Infa-Hotel, Roschdestwenka 3/6, Geb. 1 • **Korston Hotel**, Kossygina 15 • **Baltschug-Kempinski**, Ul. Baltschug 1 • **Marriot Aurora**, Petrowka 11/20 • **Marriot Grand**, Twerskaja 26 • **Meschdunarodnaja**, Krasnopresnenskaja Nab. 12 • **Metropol**, Teatralnyi Per. 1/4 • **National**, Mochowaja 15/1 • **Ritz-Carlton**, Twerskaja 3 • **President Hotel**, Bolschaja Jakimanka 24 • **Radisson Slawjanskaja**, Bereschkowskaja Nab. 2 • **Renaissance Hotel**, Olimpijskij Projesd 18/1 • **Swiss-Hotel - Krasnyje Cholmy**, Kosmodamianskaja Nab. 52 • **Holiday Inn**, Russakowskaja Ul. 24

Weitere Orte

Fluglinie Air Berlin, Flughafen Domodedowo • **Fluglinie Aeroflot**, Flughafen Scheremetjewo II • **Restoran Godunow**, Teatralnaja Ploschtschad 5 • **Goethe-Institut**, Leninskij Prospekt 95a • **Deutsche Wohnsiedlung Wernadskogo**, Prospekt Wernadskogo 103 • **Deutsches Historisches Institut**, Nachimowskij Prospekt 51/52

MDZ-On line

www.mdz-moskau.eu